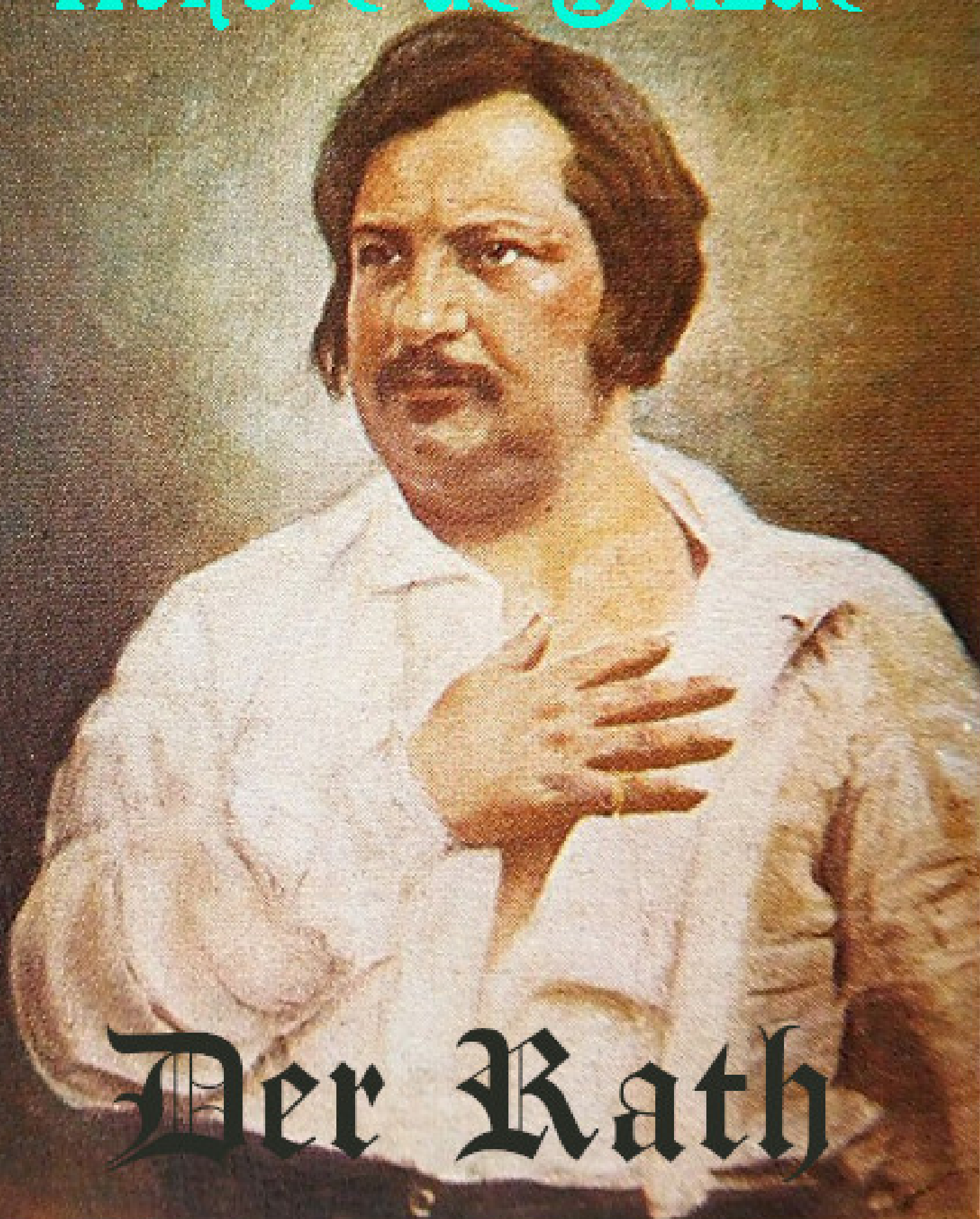


Honoré de Balzac



Der Kath

Der Rath.

von

Honoré de Balzac.

Aus dem Französischen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

»Ich versichere Sie, meine Dame, das Stück ist durchaus moralisch.«

»Ich theile Ihre Ansicht nicht, mein Herr; ich finde es vielmehr höchst unmoralisch.«

»Die Leute sind sehr nahe daran, sich zu verständigen«, sagte ein junger Mann.

»Sie kennen das Stück nicht«, antwortete ihm mit leiser Stimme eine junge Dame.

»Sie haben es aufführen gesehen?« fragte der junge Mann.

»Ja«, antwortete sie.

»Sie waren mit Herrn de la Plaine im Schauspiel . . . «

»Ich kann es nicht leugnen!«

»Ohne Ihren Gemahl, ohne Ihre Mutter.«

»Mein Gott!« entgegnete sie mit einem erzwungenen Lächeln, »das Incognito ist in Paris nicht gut erhalten!«

»Sie wollten sich also verbergen?«

»Nein«, sagte sie; »wenn ich das gewollt hätte, so würde es mir doch nicht gelungen sein, wie Sie sich

selbst überzeugt haben! Nun, es ist aber schön, das ich weiß, daß Sie mein Spion sind!«

»Nein, meine Dame«, antwortete der junge Mann »ich bin nur Ihr Schutzengel . . . «

»Das bleibt sich gleich, sollte ich meinen«, sagte sie, »die Schutzengel sind die Spione des Herzens.«

»Ja, aber ein Spion muß bezahlt werden. Könntet Sie mir aber wohl sagen, was die guten Engel bei ihren Aufpasseramte verdienen?«

Die junge Dame betrachtete den Sprechenden mit unruhigen Blicken . . .

Während dieses *bei Seite* war der Streit ziemlich heftig geworden.

»Mein Herr!« sagte die Hausfrau zu den Repräsentanten der Meinung, welche der ihrigen entgegengesetzt war, »es giebt zwei verschiedene Arten, ein Volk zu bilden. Die erstere Art, welche nach meiner Ansicht am meisten moralisch ist, besteht darin, daß man die Herzen durch schöne Beispiele erhebt: das war die Weise der Alten. Ehedem erschienen die auf der Bühne dargestellten Gewaltthaten umgeben von allein Zauber der Poesie und Musik; die durch das Theater gegebenen Lehren nahmen daher an dem Adel des Stückes selbst Theil und an dem Prunk welchen man zu dessen

Ausführung entfaltete. Nie wurde damals das Privatleben durch die Bühne beschmutzt, nie erhoben die komischen oder tragischen Dichter irgend eines Landes der alten Welt den keuschen Vorhang, welcher den heimischen Herd bedecken soll. Man mußte den Untergang der Kunst in Frankreich erleben, um die Entwürdigung der Welt zu erfahren. Ich werde mit wenigen Worten das heutige System verdammen: ich kann meine Tochter in das Theater führen, wenn *Phädra* aufgeführt wird; allein ich darf sie nicht in jenes ehrlose Drama führen, durch welches das Theater entehrt wird, in welchem man es aufführt, in jenes Drama, in welchem das gesunkene Weib unserm ganzen Geschlechte und dem Ihrigen Hohn spricht; denn entweder stellen Sie das Weib so dar wie es ist, oder es stellt Sie dar wie Sie sind: in beiden Fällen liegt unsere Erniedrigung und die Verdammung des Volks, welches dieselbe annimmt. Die zweite Art, die Sitten zu bilden, besteht darin, daß das Laster in seinen schrecklichsten Folgen zeigen, das wir es von seinen äußersten Nachwehen erreicht werden lassen und bewirken, daß Jeder sich selbst zurufe: »Dahin führen regellose Leidenschaften!« Dieses Prinzip ist zu dem geheimen Beweggrunde geworden, der die heutigen Schriftsteller bei der Abfassung der Bücher und Dramen leitet, mit denen sie uns überschütteten.

Vielleicht liegt Poesie in diesem System; es kann einige schöne Werke in die Welt fördern, aber die hochstehenden Seelen, die Herzen, denen ein gewisser Adel bleibt, werden es selbst nach den Leidenschaften und Stürmen der Welt stets verdammen; die Moral, welche mit einem glühenden Eisen angewandt wird, bleibt um so mehr ein trauriges Heilmittel, als die geziemende und reine Moral der Menschheit noch zu genügen vermag.«

»Meine Dame«, antwortete der Vertheidiger der blausäuerlich Poesie, »sagen Sie mir, ob je ein junges Mädchen nach einer Ausführung von Phädra einen genauen Begriff von der Moral, welche in diesem Trauerspiele enthalten ist bekommen hat?«

Der Streit wurde nun immer lebhaften und der junge Mann, welcher bei dem immer lauter gewordenen Streite seine Unterhaltung mit seiner Nachbarin unterbrochen hatte, nahm dieselbe wieder auf.

Die junge Dame-, an welcher er einen so lebhaften Antheil zu nehmen schien, war eine von jenen Pariserinnen, die damals die meisten Huldigungen und Schmeicheleien ernteten. Seit vier Jahren an einen Finanzmann verheirathet, von bewundernswürdiger Schönheit und mit ausdrucksvollen Zügen, zeigte sie

zugleich ein reizendes und geschmackvolles Betragen und war das Ziel aller nur möglichen Verführungskünste.

Die jungen Männer der besten Familien, die geistreichen Herren von dreißig Jahren, die vierzigjährigen Elegants, jene Dank ihren alten Gewohnheiten so gewandten und treuherzigen Emeriten der Galanterie, kurz Alle, welche in der großen Welt die Liebhaberrolle aus Zerstreung, zum Vergnügen, aus Beruf oder Nothwendigkeit spielten, schienen Madame d'Esther gewählt zu haben, um aus ihr das zu machen, was man in Paris eine Modedame nennt.

Alle jene genannten Männer hielten dafür, das sie von einem Banquier nur schlecht vertheidigt werde, oder dachten, daß sie vielleicht eine geheime Abneigung gegen ihren Gemahl haben könnte, weil das Alter und die Sitten desselben solches nicht andere vermuthen ließen, und suchten sie daher in jenen Strudel von Festlichkeiten, von Reisen, von falschen oder wahren Vergnügungen hineinzuziehen, durch welchen ein Weib aus sich selbst herausgerissen wird und gewissermaßen aufhört, ihr eigenes Ich darzustellen. In dieser Atmosphäre von Kerzen, Gaze, Blumen und Wohldüften, in diesem eiligen und zwecklosen Wettrennen kann ein Weib kaum

nachdenken, weil sie gezwungen ist, den Bedürfnissen einer ewigen Koketterie zu gehorchen und nöthigenfalls mit Nebenbuhlerinnen zu wetteifern; Alles, Menschen und Dinge, nimmt dann an ihren Narrheiten und Fehlern Theil und fordert sie zu solchen auf. Bleibt sie dann aus Klugheit tugendhaft, so wird sie von ihren vorgeblichen Freunden verlästert. Sie müßte ein Engel sein, um zu gleicher Zeit dem Bösen und dem Guten, den wahren Leidenschaften und den geschickten Berechnungen widerstehen zu können.

Damals hatte Madame d'Esther vor allen Weltmännern, die sich vergebens um sie drängten, einen jungen Offizier, den Herrn de la Plaine, ausgezeichnet.

Ernest de la Plaine war wohlgewachsen, elegant ohne Geckenhaftigkeit, besaß die Gabe, durch sein Benehmen und durch eine gewisse angeborne Armuth zu gefallen. Seine Züge besaßen jenen ernsten Ausdruck, welchem die Natur in einem Augenblick des Irrthums alle Charaktere der Leidenschaft und alle Verführungskünste der Schwermuth verliehen hat; er war außerordentlich geistreich und sehr Gebildet. Als Madame d'Ester ihn kennen lernte, zog sie sogleich seine Unterhaltung derjenigen aller andern Männer vor, denn an gebildeten und geistreichen Männern

fand sie keineswegs einen Ueberfluß in ihren Umgebungen; Ernest gefiel ihr und sie ließ ihren Geschmack an ihm erkennen, weil sie durchaus keinen argen Nebengedanken hatte; ihre Unschuld wurde doch falsch verstanden und die Weltleute sagten in ihrer Ausdrucksweise, welche sich so sehr zur Lästerung hinneigt, daß Madame d'Esther Herrn de la Plaine *ausgezeichnet* habe.

Als sich Ernest von einer Modedame ausgezeichnet sah suchte er jede Gelegenheit auf, sich mit ihr zu unterhalten, verdoppelte seine Sorgfalt und gehorchte so gewissermaßen seinem doppelten Beruf als Mann und Offizier Er zwang sich dem Herrn Grafen d'Esther zu gefallen. Der Titel eines Grafen oder Barons scheint heutiges Tages eine nothwendige Folge des Banquier-Patents zu sein. Der gute Kapitalist fand wenig Männer, welche fähig waren, seine breiten Auseinandersetzungen über das Steigen und Fallen der Pariere anzuhören, und nahm daher den Herrn de la Plaine außerordentlich freundlich auf, weil er von ihm verstanden zu werden glaubte. So arbeitete er also im Einklang mit seiner hübschen Frau an dem Glück des Offiziers und sagte, daß derselbe ein sehr liebenswürdiger junger Mann sei.

Die Besuche welche der Hauptmann so häufig bei Madame d'Esther abstattete, waren demnach

außerordentlich natürliche Erscheinungen, welche weder gegen die Sitten, noch gegen die Gesetze verstießen. Herr d'Esther konnte also Herrn de la Plaine wohl einmal bitten, daß er die Frau Gräfin in das Schauspiel oder auf den Ball begleite, wenn er in seiner Eigenschaft als Ehemann dazu keine Zeit hatte. Herr Ernest, brachte ihm stets getreulich die Gattin wieder zurück. Für einen Beobachter ging Madame d'Ester sehr tugendhaft, ohne ihr Wissen vielleicht, über das Eis eines jähen Abhanges dahin, fühlte vielleicht nicht einmal, wie glatt dasselbe sei.

Es giebt in der Natur eine Wirkung der Perspective, welche alltäglich genug ist, als daß Jemand durch dieselbe hatte betroffen werden sollen. Diese Erscheinung hat in der moralischen Natur große Analogien. Wenn man von fern einen Weg sieht der abwärts geht, so scheint uns derselbe furchtbar abschüssig, und gelangen wir dann an den vermeintlich steilen Abhang, so fragen wir uns, ob dieser Weg wirklich der jähe Weg ist, den wir kaum erst erblickt zu haben glaubten. Eben so erschreckt uns auch in der moralischen Welt eine gefährliche Lage, die wir aus der Ferne erblicken, sind wir aber auf dem Boden des Fehlers, so scheint er uns nicht mehr Statt zu finden und es geht uns dann gewissermaßen wie Herrn de Brancas, dem Original des *Zerstreuten*,

welchen La Bruyère geschildert hat, der sich in eine Pfütze gelegt hatte und in derselben so behaglich befand, daß er die Leute, welche ihn wieder herausziehen wollten, verwundert fragte: »Was wollt Ihr denn von mir?«

In diesem Augenblick befand sich Madame d'Esther in dem glänzendsten der drei oder vier Salons von Paris, in denen man noch an der Literatur und den Künsten Teilnimmt, während das Spiel meist verachtet wird, in denen die ausgezeichnetsten Männer des französischen Abels mit den emporgekommenen Staatsmännern zusammentreffen. Die Unterhaltung trägt das Gepräge der Feinheit, und vor allen Dingen ist sie siegreich. Die Schiffbrüchigen der Kaiserzeit plaudern dort mit den Trümmern der Emigration, Künstler kommen mit Leuten von Herz zusammen und beurtheilen sich gegenseitig. Dieser Salon ist ein Asyl, aus welchem die Gemeinplätze verbannt sind; die Kritik lächelt dort; der gute Geschmack verbietet es, von dem zu sprechen, was eben Stadtgespräch ist und Jedermann weiß; kurz, man kann dort seine eigene Sprache reden und seinen Geist zeigen; man wird begriffen werden und jedes Wort ein Echo finden. Die Narren erscheinen dort nicht, denn sie würden sich langweilen, würden den Katzen im Wasser gleichen, ihr Geist würde in diesem Salon

keine Geltung finden, und sie fliehen ihn auch schon deßhalb, weil sie sich lieber hören lassen, als auf Andere hören.

Der junge Mann, welchen Madame d'Ester ihren Spion nannte, gehörte zu einer Klasse von jenen Leuten, welche durch die Barrikaden des Juli vollkommen ruiniert sind. Er war der Neffe eines Pairs von Frankreich. Fast alle Gewerbzweige, welche durch den Juli 1830 vernichtet sind, haben mehr oder minder kümmerliche Schadloshaltungen erlangt; nur die Klasse der Neffen französischer Pairs ist vollkommen vernichtet, ohne daß die geringste Gunstbezeugung die Opfer entschädigt hätte. Der Neffe eines Pairs von Frankreich zu sein, war vordem ein Stand, eine-Stellung; es war das wenigstens ein Titel, welcher selbst den Familiennamen eines jungen Mannes überstrahlte, und fragte man in Bezug auf ihn: »Wer ist der junge Mann?« so lautete die Antwort:

»Er ist der Neffe eines Pairs von Frankreich!«

Dieser glückliche Nepotismus war so viel werth, wie eine Aussteuer; er umfaßte eine glänzende Zukunft, er gewährte die Aussicht für die Pairie selbst, der Neffe eines Pairs von Frankreich war die eingefleischte Hoffnung.

Herr von Villaines hatte demnach Alles verloren,

sein wirkliches und sein eingebildetes Vermögen; er war zu einer Null geworden und hatte sich in der grausamen Nothwendigkeit gesehen, durch sich selbst etwas zu werden. Seit zwei Jahren beschäftigte er sich mit den schönen Künsten.

Die Leute, welche es sich anmaßen eine Herrschaft über die schönen Künste auszuüben, glauben, daß hierzu gar kein ernstlichen Studium nöthig sei. In der That sollten sie irgend einen hohen Gedanken haben, sollten ihr Jahrhundert begreifen und die großen Empfängnisse desselben in ihr Fleisch und Blut aufnehmen; dagegen hat ein Jeder die Anmaßung, sich für einen Kenner der Künste zu halten. Die Fähigkeit des Mannes, welchem eine Regierung die wichtige Leitung in der Künste anvertraut, beruht daher meist nur auf einem Glauben. Deswegen ist es das Ziel der herzlosen Ränkeschmiede, in deren Hände nur zu oft das Schicksal der Künste gelegt wird, dem Publikum einen Glauben an sich beizubringen.

Herr von Villaines, ein Mann von Geist und bedeutender Feinheit, neidisch wie alle Ehrsuchtigen, lief seinen Nebenbuhlern den Rang ab, indem er den Künstlern schmeichelte, Werke über besondere Theile der Kunst herausgab, umgestürzte Säulen zählte, den Text unnützer Inschriften wiederherstellte und die Erhaltung einiger Denkmale der Baukunst verlangte,

an deren Vernichtung Niemand dachtet kurz, um die Verwaltung von Frankreichs Ruinen zu erhalten, beschrieb er die Ruinen Asiens und Aegyptens, ließ er Siciliens Gräber in Kupfer stechen. Durch diese Gewandtheit erlangte er auf wohlfeile Weise den Ruf der Gelehrsamkeit. Zwar waren ihm die ersten Elemente aller Künste unbekannt, aber dennoch feierten alle Zeitschriften seinen Namen, und hatte sich in einem Salon eine Streitfrage über einen Gegenstand der Kunst erhoben, so sagte eine Dame plötzlich, wenn sie seiner ansichtig wurde:

»Da ist Herr von Villaines, der wird uns das erklären«

Und Herr von Villaines erklärte Alles, fügte seinen Erklärungen sogar Beweise hinzu, denn er war Improvisator und Redners wenn er neben dem Kamine saß. Als er noch das Glück hatte, der Neffe eines Pairs von Frankreich zu sein, genoß er eines gewissen Rufs eines Erzählers. Seine geistreiche Unterhaltung, die mit Anekdoten und feinen Anmerkungen gewürzt war, bewirkte, daß man ihn aufsuchte, und er war die Vorsehung der Salons zwischen Mitternacht und zwei Uhr Morgens.

Wenn Herr von Villaines einen Antheil an Madame d'Esther nahm, so geschah das nicht um dieser selbst

willen, sondern weil er Ernest de la Plaine von ganzen Herzen haßte. Um alte Beleidigungen zu rächen, hatte er sich entschlossen, die Gräfin über die Gefahr zu belehren, von welcher sie bedroht werde. Die meisten schönen Handlungen haben keinen andern Grund, als die Selbstsucht. Um Menschenfreund zu bleiben, muß man wenig mit Menschen umgehen; Nachsicht oder Verachtung der Welt müssen in dem Herzen derjenigen weilen, welche sich in der Welt aufhalten oder dieselbe beherrschen.

In diesem Augenblick war der Streit, bis zu dem Ziele gediehen, nach welchem jeder Streit strebt: bis zu einem *Ja* von der einen und einem *Nein* von der andern Seite. Leute von gutem Geschmack suchen dann der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, Herr von Villaines wollte für sich Nutzen aus dem Streite ziehen, erhob sich, stellte sich vor den Kamin, blickte auf die hauptsächlichsten Vertheidiger der beiden verschiedenen Meinungen und sagte zu denselben:

»Ich werde versuchen, Sie zu vereinigen! . . . In den, H Künsten muß man so wenig wie möglich verhandeln: das unbedeutendste Werk der Kunst bleibt stets noch tausend Mal bestimmter, als die schönste Theorie. Denken Sie sich«, sagte er und warf auf Madame d'Esther einen Blick des Einverständnisses,

den er übrigens geschickt den Augen aller Andern zu entziehen wußte: »denken Sie sich, es befände sich in diesem Salon ein junges reizendes Weib, welches bereit wäre, sich allen Freuden und allen Gefahren einer ersten Liebe zu überlassen . . . Der Mann, welchem sie ihr Leben opfern will, soll die schmeichelnde und trügerische Außenseite haben, welche an ein schönes Herz glauben läßt; ich aber, der Beobachter, ich kenne den Mann: ich weiß, daß er ohne Herz ist, oder daß sein Herz im höchsten Grade verdorben ist, und daß er den Engel in einen bodenlosen Abgrund ziehen wird. Ist das nicht der erste Akt des Dramas, dessen Darstellung Sie tadeln? . . . Glauben Sie nun, daß ich die Frau vermögen könnte, ihren Hoffnungen vollkommen und gänzlich zu entsagen, indem ich ihr einige beredte und klassische Redensarten vorsagte, welche nach Fenelon oder Boffuet zugeschnitten wäre? . . . «

Madame d'Esther errötete bei diesen Worten.

»Nein, sie wird mich nicht einmal anhören . . . « wenn ich ihr aber ein schreckliches Abenteuer erzählte, das sich erst neuerdings zugetragen und auf kräftige Weise die unvermeidlichen Leiden schildert, welche auf alle widergesetzlichen Leidenschaften folgten, dann würde sie nachdenken und . . . vielleicht . . . «

»Verwirklichen Sie die Annahme, indem Sie uns zuerst Ihren Rath geben; ich willige ein, jene Frau zu sein und die Gefahr auf meine Rechnung zu nehmen; nun, halten Sie mir eine Strafrede . . . « sagte lachend die Frau vom Hause.

Alle Gäste hatten sich uns Herrn von Villaines aufgestellt und er begann mit folgenden Worten:

»Ich habe immer eine besondere Neigung gehabt, eine einfache und wahre Geschichte zu erzählen, bei deren Vortrag ein junger Mann und seine Geliebte von einem Schrecken ergriffen werden und sich enger an einander schmiegen gleich zwei Kindern, welche am Saume eines Waldes einer Schlange begegnen.«

»Ich weiß nicht, ob unter Ihnen viele Liebende sind«, sagte er und warf einen halb sardonischen Blick auf alle Gäste, »allein ich bin überzeugt, daß ich mein Abenteuer vor einem Kreise von Zuhörern erzählt habe, welche viel würdiger gewesen wären, dieselbe zu hören.«

»Selbst auf die Gefahr hin, das Interesse meiner Erzählung zu mindern, oder für einen Gecken zu gelten, beginne ich demnach damit, daß ich Ihnen den Zweck meiner Erzählung mittheile; und da ich selbst eine Rolle in diesem fast alltäglichen Drama gespielt habe, so wird es die Schuld der geschichtlichen

Wahrheit und meine eigene Schuld sein, wenn Ihnen die Erzählung nicht gefällt, denn es gibt wahrhafte Dinge, welche ungemein langweilig sind; meiner Ansicht nach besteht aber die Hälfte des Talents darin, daß man das Poetische in dem Wahren aufsucht.«

Es war im Jahre 181., als ich von Paris nach Moulins reiste und der Zustand meiner Börse mich zwang, auf dem Verdeck der Postkutsche meinen Sitz zu suchen. Die Engländer betrachten, wie Sie wissen, die Plätze auf diesem luftigen Theil des Wagens als die bestens während der ersten Meilen, die wir zurücklegten, fand ich tausend herrliche Gründe, um die Ansicht unserer überseeischen Nachbarn zu rechtfertigen.

Ein junger Manns der mir etwas reicher zu sein schien, als ich war, befand sich aus Geschmacksache neben mir auf dem Banket. Er nahm meine Gründe mit einem freundschaftlichen Lächeln auf. Eine gewisse Gleichheit des Alters, der Gedanken, unsere beiderseitige Liebe zur freien Luft, zu den köstlichen Ansichten der Landschaften, welche wir in dem Grade entdeckten, wie der schwere Wagen weiter rollte, endlich eine gewisse magnetische Anziehungskraft, deren Erklärung mir unmöglich sein würde, das Alles bewirkte zwischen uns jene Art von momentaner Freundschaft, welcher sich Reifende um so williger

überlassen, da dieses ephemere Gefühl durch baldige Trennung wieder aufgehoben wird und, keine Verpflichtungen für die Zukunft zurückläßt.

Wir hatten noch nicht dreißig französische Meilen zurückgelegt, als wir schon von dem weiblichen Geschlechte und von der Liebe sprachen. Bald kam die Rede auf unsere Geliebten, während mir dabei alle rednerische Vorsichtsmaßregeln beobachteten, welche bei solchen Gelegenheiten nöthig sind. Wir waren Beide noch jung und hatten uns daher Beide bisher nur bis zu der Frau von einem gewissen Alter verstiegen; das heißt bis zu der Frau zwischen dreißig und vierzig Jahren.

Hätte uns ein Dichter von Montargis bis zu seiner der nächsten Stationen zugehört, so hätte er recht glühende Ausdrücke, reizende Bilder und süße Bekenntnisse eintreten können! . . . Unsere noch errötenden Wangen, unsere schamhaften Befürchtungen, unsere Seufzer trugen den Ausdruck einer Beredsamkeit, deren unschuldigen Reiz ich seitdem nie wieder kennen gelernt habe. Man muß selbst noch jung sein, um die Jugend begreifen zu können. Wir begriffen uns damals auf wundervolle Weise in allen wesentlichen Punkten z der Liebe.

Zunächst hatten wir als Thatsache und Grundsatz

festgestellt, daß es nichts Abgeschmackteres in der Welt gäbe, als einen Geburtsschein; daß manche Frauen von vierzig Jahren noch jünger wären, als gewisse Frauen von zwanzig Jahren, und daß man in der That eigentlich nur das Alter habe, welches man zu haben scheine; endlich setzten wir unserer Liebe keine Grenzen mehr, sondern segelten in einen endlosen Ocean hinaus.

Kurz nachdem wir unsere-Geliebten als jung; reizend treu ergeben, geschmackvoll, geistreich und fein dargestellt hatten, nachdem wir ihnen hübsche Füße, eine sammetweiche und selbst wohlduftende Haut zugeschrieben hatten, bekannten wir uns das Alter derselben: er gestand, daß Madame so und so achtunddreißig Jahre alt sei, ich aber meiner Seits, daß ich eine Vierzigjährige anbete.

So hatten wir uns Beide einer Furcht entledigt und fanden uns von einer gleichen Liebe befangen; nun kam es nur noch darauf an, wer von uns Beiden die glühendsten Empfindungen auszusprechen vermöge. Der Eine hatte einmal zweihundert französische Meilen zurückgelegt, um seine Geliebte eine Stunde lang sehen zu können; der Andere hatte sich der Gefahr ausgesetzt, für einen Wolf gehalten und in einem Park erschossen zu werden, um sich zu einem nächtlichen Stelldichein zu begeben. Wenn die

Erinnerung an vergangene Gefahren genußreich ist, so ist die Erinnerung an entschwundene Freuden nicht weniger wonnevoll: man genießt, in der Erinnerung die Freude zum zweiten Male. Die Gräfin meines Freundes hatte eine Cigarre geraucht, um ihm zu gefallen; die meinige versäumte keinen Tag, an mich zu schreiben oder mich zu sprechen. Die seinige hatte drei Tage bei ihm zugebracht, selbst auf die Gefahr hin, ihre Ehre zu verlieren; die meinige hatte es noch besser gemacht, oder noch schlimmer, wenn Sie wollen.

Uebrigens wurden unsere Gräfinnen von ihren Ehemännern angebetet, da diese von dem allgewaltigen Reiz gekettet wurden, den alle liebenden Frauen besitzen; etwas dümmer, als sie hätten sein sollen, versetzten sie uns gerade so weit in Gefahr, wie zur Vermehrung unserer Freuden nöthig war. O! wie schnell entführte der Wind unsere Worte und unser süßes Gelächter! . . .

»Ich bitte Sie um Verzeihung, meine Dame,« sagte M Herr von Villaines zu der Hausfrau, »daß ich Ihnen diese Einzelheiten mittheile; später werden Sie . . . «

»Schweigen Sie«, sagte sie, »Ihre Bemerkung ist gefährlicher, als Ihre Bekenntnisse. Unterbrechen Sie Ihre Erzählung nicht.«

Als ich nach Pouilly kam-, fuhr er fort, prüfte ich aufmerksam die Person meines neuen Freundes, und gern glaubte ich nun daran, daß er höchst ernstlich geliebt werden müsse.

Denken Sie sich einen jungen Mann von mittleren Wuchs, aber schönen Verhältnissen, mit glücklichen und ausdrucksvollen Zügen. Seine Haare waren schwarz und seine Augen blau; sein Mund hatte etwas Reizendes, seine Zähne waren weiß und wohl geordnet, eine anmuthige Blässe kleidete seinen zarten Zügen sehr wohl und ein leichter gebräunter Kreis umgab seine Augen, als wäre er kaum erst von einer Krankheit genesen. Bedenken Sie noch außerdem, daß er sehr gebildet schien, daß er sehr geistreich war, daß er weiße und wohlgeformte Hände hatte, welche so sorgfältig behandelt waren, wie die eines hübschen Mädchens; und Sie werden mir leicht einräumen, daß mein Gefährte einer Gräfin Ehre machen konnte. Kurz mehr als *ein* junges Mädchen mocht ihn schon zum Gatten gewünscht haben, er war Vicomte und besaß etwa zwölf- bis fünfzehntausend Livres jährlicher Einkünfte, das ungerechnet, was er noch zu hoffen hatte.

Eine Meile von Pouilly fiel die Post um. Mein unglücklicher Reisegefährte sprang von derselben ab und auf ein frisch geackertes Land, anstatt daß er sich,

wie ich es machte, hätte an den Sitz anklammern und der Bewegung des fallenden Wagens folgen sollen. Entweder hatte er seinen Sprung falsch genommen oder er war ausgeglitten, denn ich weiß nicht, wie das Unglück Statt fand; kurz, er wurde durch den Wagen zerschmettert, unter welchen er fiel. Wir trugen ihn in ein Bauernhaus.

Während des Stöhnens, welches ihm durch seine schrecklichen Schmerzen entrissen wurde, konnte er mir seinen letzten Willen mittheilen. Der arme«Junge quälte sich während seiner Todesangst nur über den Schmerz, welche seine Geliebte empfinden würde, wenn sie durch eine Zeitung plötzlich die Nachricht von seinem Tode erhielt. Daher bat er mich, selbst zu ihr zu gehen, um ihr den Tod mitzutheilen. Er ließ mich einen Schlüssel suchen, welchen er an einem um den Hals gebundenen Bande auf der Brust trug. Ich fand denselben halb in das Fleisch eingedrückt und er sprach nicht die geringste Klage aus, als ich ihn so sanft wie möglich aus der Wunde hervorzog. Nun gab er mir noch die nöthigen Vorschriften, um in seinem Hause in Charité-sur-Loire die Liebesbriefe zu bekommen, die seine Geliebte an ihn geschrieben hatte, beschwor mich ihr dieselben zu geben, und verlor dann den Gebrauch seiner Sprache; sein letztes Zeichen machte mir noch begreiflich, daß der

unglückliche Schlüssel eine Bürgschaft meiner Sendung bei seiner Mutter sein werde.

Es mochte ihn wohl schmerzen, daß er nicht ein Wort des Danks stammeln konnte, denn er zweifelte nicht an meinem Eifer, daher er mich mit flehenden Blicken ansah und mir durch eine letzte Bewegung seiner Wimpern Lebewohl sagte, worauf er das Haupt neigte und verschied. Sein Tod war der einzige unglückliche Zufall, den der Sturz des Wagens veranlaßte. »Das ist seine eigene Schuld gewesen«, sagte der Schirrmeister zu mir.

In Charité erfüllte ich das mündliche Testament des armen Reisenden. Seine Mutter war abwesend, was für mich gewissermaßen ein Glück war. Dennoch hatte ich den, Schmerz einer alten Magd zu trösten, welche auf ihren Beinen wankte, als ich ihr den Tod ihres jungen Herrn erzählte. Halb ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl, als sie den noch mit Blut befleckten Schlüssel erblickte. Mich aber beschäftigten gewaltigere Schmerzen, die einer Frauen, welcher das Schicksal ihre letzte Liebe entriß, daher ließ ich die alte Haushälterin dem Laufe ihrer Klagelieder folgen und holte den köstlichen Briefwechsel, welchen mein so schnell erworbener und so schnell wieder verlorener Freund sorgfältig eingesiegelt hatte.

Das Schloß, auf welchem seine Geliebte wohnte, lag acht französische Meilen von Moulins, und überdieß mußte ich auf Feldwegen dorthin wandern. Es wurde eine ziemlich schwierige Aufgabe für mich, meine Botschaft auszurichten, denn in Folge von Umständen, deren Aufzählung ich mich überheben darf, hatte ich nur so viel Geld bei mir, um Moulins erreichen zu können. Mit der Begeisterung der Jugend beschloß ich jedoch, den Weg zu Fuß zurückzulegen und schnell genug zu gehen, um dem Gerücht zuvorzukommen, welches bei Verbreitung unglücklicher Neuigkeiten stets nur zu rasch ist.

Ich erkundigte mich nach dem kürzesten Wege und schlug dann die Fußpfade ein, während ich gewissermaßen einen Todten auf meinen Schultern trug. Je näher ich dem Schlosse Montpersan kam, desto mehr wurde ich durch wundersame Pilgerschaft erschreckt, welche ich unternommen hatte. Meine Einbildungskraft überließ sich tausend romanhaften Poesien. Ich stellte mir alle die Lagen vor, in denen ich die Frau Gräfin von V. finden könnte, oder, um der poetischen Ausdrucksweise der Romane zu gehorchen, die heiß geliebte Juliette des jungen Reisenden. Ich erdachte mir geistreiche Antworten auf die Fragen, von denen ich voraussetzte, daß man sie an mich richten werde. Zur Schande meines Herzens

muß ich bekennen, daß ich anfangs nur an meine Haltung und an meinen Geist dachte als ich aber in der Nähe des Schlosses war, da durchzuckte ein unheimlicher Gedanke meinen Geist, dem Blitze gleich, welcher einen Schleier grauer Wolken durchfurcht und zerreißt. Wie schrecklich mußte nicht meine Mittheilung für eine Frau sein, welche in diesem Augenblick wahrscheinlich nur an ihren jungen Freund dachte, der es vielleicht tausendfache Mühe, gemacht hatte, ihn auf gesetzliche Weise bei sich einzuführen, und die vielleicht von Stunde zu Stunde auf ihn hoffte und namenlose Freuden durch ihn erwartete!

Endlich war es auch ein grausames Mitleid, der Ueberbringer einer Todesnachricht zu sein, und ich beeilte daher meine Schritte, ohne mich um den Koth zu bekümmern, mit welchem ich mich bespritzte. Bald erreichte ich einen langen Kastaniengang, an dessen Ende sich die Gebäude des Schlosses Montpersan zeigten.

Als ich an die Thür des Schlosses gelangte, fand ich dieselbe weit geöffnet. Dieser unvorhergesehene Umstand vernichtete meine Pläne und Vermuthungen; dennoch trat ich dreist ein, und zwei Hunde kamen mir entgegen, die wie echte Dorfhunde kläfften. In Folge des Lärmens, den die Hunde veranlaßten,

erschien eine dicke Dienstmagd, und als ich zu dieser gesagt hatte, daß ich mit der Frau Gräfin sprechen wollte, wies sie mich nach einem englischen Park, der sich um das Schloß zog, und antwortete:

»Dort ist die gnädige Frau . . . «

»Schönen Dank!« sagte ich etwas spöttisch, denn der Park war groß und das *dort* sehr unbestimmt.

Ein hübsches junges Mädchen mit gelockten Haaren und in weißem Kleide, war indes hinter der Gitterthür des Parks erschienen und hatte meine Fragen entweder gehört oder erraten. Es eilte jetzt hinweg und rief:

»Mutter, da ist ein Herr, der mit Dir sprechen will.«

Ich folgte dem Mädchen durch die gekrümmten Gänge, und das weiße Gewand, welches durch die Gebüsche leuchtete, zeigte mir die Richtung, in welcher es, einem Irwische gleich, vor mir herschwebte.

Indeß muß ich alles gestehen. Schon bei den letzten Bäume des Kastanienganges hatte ich meine Halsbinde emporgezogen, meinen schlechten Hut und meine Beinkleider mit den Schößen meines Rockes abgerieben, den Rock mit den Aermeln und wieder den einen Ärmel mit dem andern; dann hatte ich mich sorgfältig zugeknöpft, um nur die Außenseite des

Rockes sehen zu lassen, welche stets etwas besser erhalten ist, als die innerer; die Beinkleider hatte ich wieder hinabgeschlagen, da ich sie vorher des schmutzigen Weges halber umgekrämpelt hatte. Wenn ich Lichtschein, jene Zeit meiner Jugend versetze, so muß ich manchmal selbst über mich lachen.

Als ich um die Biegung eines Weges herumtrat, erblickte ich inmitten tausenden von Blumen, welche durch die Strahlen der Juni-Sonne erleuchtet wurden, Juliette und ihren Gemahl. Das hübsche kleine Mädchen hielt seine Mutter bei der-Hand und es war leicht zu bemerken, daß diese mir entgegengekommen war, als sie die unbestimmten Worte ihres Kindes gehört hatte.

Ueberrascht durch den Anblick eines Unbekannten, welcher sie auf eine ziemlich linkische Weise begrüßte, blieb sie stehen, sah mich mit kalter Höflichkeit an und machte ein allerliebstes Mäulchen, welches alle ihre getäuschten Hoffnungen verrieth. Vergebens suchte ich mich an, eine der schönen Redensarten zu erinnern, die ich so mühsam ausgedacht hatte. Während dieses gegenseitigen Zögernd hatte der Graf Zeit, zu uns zu treten. Myriaden von Gedanken durchzogen mein Gehirn, und um einige Fassung zu gewinnen, stotterte ich einige ziemlich bedeutungslose Worte und fragte, ob

ich wirklich die Ehre hätte, den Herrn und die Frau Gräfin von . . . vor mir zu sehen. Diese Albernheiten erlaubten mir, mit einem Blick ein Urtheil über das Gattenpaar zu fällen, dessen Einsamkeit ich gestört hatte.

Der Gemahl schien ein Typus der Edelleute zu sein, welche gegenwärtig die schönste Zierde der Provinzen sind. Er trug große Schuhe mit dicken Sohlen, die ich darum in meiner Beschreibung obenan stelle, weil sie mich noch lebhafter überraschtem als sein schwarzer abgetragener Rock, seine abgenutzte Hose, seine niedergedrückte Halsbinde und der zerknitterte Hemdkragen. Es lag in diesem Manne etwas von einem Verwaltungsbeamten, viel von einem Präfecturrath, die ganze Wichtigkeit eines Cantons-Maire, dem nichts widersteht und die Bitterkeit eines wählbaren, aber seit 1816 fortwährend verschmähten Candidaten; er zeigte eine unglaubliche Mischung bürgerlichen Verstandes und bürgerlicher Dummheit; die fehlende Lebensweise ersetzte er durch Geldstolz, gegen seine Gattin schien er untertänig, hielt aber sich gewiß für den unbeschränkten Herrn und war bereit, in kleinen Dingen auf seinem Kopfe zu bestehen, ohne sich irgendwie um die wichtigen Angelegenheiten zu bekümmern; denkt man sich nun noch ein gewelktes, sehr gerunzeltes Antlitz, und über demselben einige

graue, lange und flache Haare, so hat man ein treues Bild des Mannes.

Aber die Gräfin! . . . Ha! welchen lebhaften und überraschenden Gegensatz bildete sie nicht mit ihrem Manne! Sie war ein kleines Weibchen von zartem und anmuthiges Wuchs, hatte eine reizende Haltung und war die Niedlichkeit in eigener Person. Man hätte befürchten können, ihr einen Knochen zu zerbrechen, wenn man sie berührte. Sie trug ein Gewand von weißem Mousselin und hatte auf dem Kopfe eine hübsche Haube mit rosenfarbenen Bändern. Um ihre Schultern schmiegte sich ein Halbkragen so wonnig, daß er die schönen Umrisse derselben deutlich sehen ließ und ein unwiderstehliches Verlangen erweckte, dieselben zu küssen Ihre Augen waren lebhaft, schwarz, ausdrucksvoll, ihre Bewegungen sanft, ihr Fuß reizend. Ein alter reicher Mut würde sie kaum für dreißigjährig gehalten haben, so viel Jugend lag noch auf ihrer Stirn und in den zartesten Umrisen ihres Hauptes. Was ihren Charakter betrifft, so schien sie mir zu gleicher Zeit an die Gräfin von Lignolles und an die Marquise von B. zu grenzen, an diese beiden Musterbilder von Frauen, welche stets frisch in dem Andenken eines jungen Mannes bleiben, welcher den Roman von Louvet gelesen hatte.

Ich war plötzlich in die Geheimnisse der Ehe

eingedrungen und hatte einen diplomatischen Entschluß gefaßt, der eines alten Gesandten würdig gewesen wäre. Es war vielleicht das einzige Mal in meinem Leben, daß ich Takt hatte und begriff, worin die Gewandtheit der Hofleute oder Weltmänner bestehe. Seit jenen Tagen der Sorglosigkeit habe ich zu viel zu kämpfen gehabt, um noch die Dinge des Lebens zu durchdenken, und erfülle mir Anforderungen der Etikette und des guten Thones, durch welche auch die edelmüthigsten Aufregungen ausgetrocknet werden.

»Herr Graf, ich möchte einige Worte mit Ihnen insgeheim sprechen!« sagte ich zu dem Gemahl mit geheimnißvoller Miene und trat einige Schritte zurück.

Er folgte Mir.

Juliette ließ uns allein und zeigte dabei die Gleichgültigkeit einer Frau, welche überzeugt ist, daß sie alle Geheimnisse ihres Mannes erfahren wird, wenn sie nur dieselben wissen will.

Nun erzählte ich dem Grafen mit kurzen Worten den Tod meines Reisegefährten. Die Wirkung, welche diese Nachricht auf ihn hervorbrachte, bewies mir, daß er einen ziemlich lebhaften Antheil an seinem jungen Mitarbeiter nehme, und diese Entdeckung verlieh mir

die Kühnheit, auf alle Fragen zu antworten, die er ferner an mich richtete.

»Meine Frau wird in Verzweiflung sein«, sagte er, »und ich muß jede mögliche Vorsicht anwenden, um sie auf, schonende Weise von diesem Unglück in Kenntniß zu setzen.«

»Mein Herr«, sagte ich zu ihm, »ich habe eine Pflicht erfüllt, indem ich mich zunächst an Sie wandte. Ich wollte mich der Sendung, mit welcher mich ein Unbekannter an die Frau Gräfin abgesandt hat, nicht eher entledigen, bis ich Sie in Kenntniß gesetzt hätte; allein er hat mir auch noch eine Art von Ehren-Fideicommiß anvertraut; ein Geheimniß, über welches ich nicht verfügen kann. Bei den hohen, Begriffen, die ich von Ihrem Charakter gewonnen habe, muß ich denken, daß Sie sich der Erfüllung der letzten Wünsche Ihres Freundes nicht widersetzen werden. Der Frau Gräfin steht es frei, das Schweigen zu brechen welches mir auferlegt ist.«

Als der Edelmann sich loben hätte, nickte er au höchst, zufriedene Weise mit dem Kopfe. Er antwortete mir in sehr verschraubten höflichen Ausdrücken und ließ mir endlich freies Feld. Wir kehrten auf dem Wege zurück, den wir gegangen waren.

In diesem Augenblicke wurde mit einer Glocke das Zeichen zum Mittagsessen gegeben; der Graf lud mich zur Theilnahme an demselben ein. Da wir Beide ernst und schweigsam waren, so beobachtete uns Juliette mit verstohlenen Blicken.

Sie war außerordentlich überrascht, als sie ihren Mann einen nichtigen Vorwand ergreifen sah, um uns ein Selbänder zu verschaffen und richtete auf mich einen jener Blicke, die nur dem weiblichen Geschlechte zu Gebote stehen. In diesem Blick lag die ganze Neugierde, die einer Hausfrau erlaubt ist, welche einen Fremden wie aus dem Himmel in ihr Haus gefallen sieht; es lagen in demselben alle Fragen, die mein Anzug, meine Jugend und meine Physiognomie verdienten, welche freilich wunderliche Kontraste darboten! Endlich lag in demselben noch der ganze Hochmuth einer vergötterten Geliebten, in deren Augen alle Menschen bis auf einen Einzigem gar nichts sind; es lagen in demselben unwillkürliche Befürchtungen, Furcht und Unzufriedenheit, einen unerwarteten Gast erhalten zu haben, während sie ohne Zweifel alles Glück der Einsamkeit für ihre Liebe aufgespart hatte.

Ich verstand diese stumme Beredsamkeit und Antwortete auf dieselbe nur mit einem traurigen Lächeln voll Mitleid und Theilnahme. Ich betrachte

sie nun während eines Augenblicks in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit, wie sie von einer heitern Sonne beschienen in der Mitte eines schmalen von Blumen begrenzten Weges dastand, und vermochte bei diesem bewundernswürdigen Gemälde einen Seufzer nicht zurückzuhalten.

»Ach! meine Dame, ich habe eine recht traurige Reise unternommen . . . und zwar nur am Iretwillen . . . «

»Mein Herr! . . . « sagte sie zu mir.

»O!« fuhr ich fort, »ich komme im Namen dessen, welcher Sie Juliette nennt . . . «

Sie erbleichte.

»Sie werden ihn heute nicht sehen . . . «

»Er ist krank?« sagte sie mit leiser Stimme.

»Ja«, antwortete ich ihr; »aber, bitte, mäßigen Sie sich. Ich bin beauftragt, Ihnen einige Geheimnisse zu übergeben, welche Sie betreffen, und, verlassen Sie sich darauf, daß nie ein Bote bescheidener und ergebener gewesen ist.«

»Was giebt es? . . . «

»Wenn er Sie nun nicht mehr liebte?«

»O! das ist unmöglich!« sagte sie und zeigte ein leichtes Lächeln, welches nichts weniger als offenherzig war.

Plötzlich empfand sie eine Art von Schauer, warf mir einen schnellen Seitenblick zu, errötete und sagte:

»Er lebt doch noch! . . . «

Großer Gott! welcher schreckliche Ausruf! Ich war noch zu jung, um der Betonung desselben widerstehen zu können, antwortete nicht und betrachtete das unglückliche Weib sich mit stumpfsinnigen Blicken.

»Mein Herr! . . . mein Herr! . . . « sagte sie, antworten Sie mir!«

»Ja, meine Dame . . . «

»Ist es wahr? . . . O! sagen Sie mir die Wahrheit, ich kann sie hören! Sagen Sie! . . . Jeder Schmerz wird geringer sein, als meine Ungewißheit!«

Ich antwortete mit zwei Thränen, die mir durch den ergreifenden Ton entlockt wurden, in welchem sie jene Worte aussprach.

Sie stützte sich an einen Baum und stieß ein schwaches Schmerzensgeschrei aus.

»Meine Dame«, antwortete ich ihr, »da ist Ihr Gemahl!«

»Habe ich einen Gemahl?«

Als sie diese Worte gesagt hatte, entfloh sie und verschwand.

»Nun! das Essen wird kalt! . . . « sagte der Graf, »kommen Sie, mein Herr.«

Darauf folgte ich dem Hausherrn, welcher mich in einen Speisesaal führte, in dem ich das Mahl mit dem ganzen Luxus aufgetragen sah, an den uns die Pariser Tische gewöhnt haben. Fünf Gedecke standen auf dem Tische: zwei für die beiden Gatten, eins für die Tochter; das meinige, welches das seinige hatte sein sollen; und noch ein fünftes für einen Kanonikus von Saint-Denis, der das Gebet sprach und darauf fragte:

»Wo ist meine Nichte?«

»O! sie wird kommen!« antwortete der Graf, uns eiligst die Suppe auffüllte, sich selbst dann einen sehr reichlichen Teller voll gab und denselben mit wundersamer Hast leerte.

»O! mein Neffe!« sagte der Kanonikus, »wenn Ihre Frau da wäre, so würden Sie vernünftiger sein.«

»Papa wird sich trank machen!« sagte das kleine Mädchen mit altkluger Miene.

Einen Augenblick nach dieser sonderbaren gastronomischen Episode und während der Graf mit gierigen Eile einen Wildbraten zerlegte, trat eine Kammerjungfer ein und sagte:

»Mein Herr, wir finden Madame nicht! . . . «

Bei diesen Worten erhob ich mich schnell, da ich irgend ein Unglück befürchtete, und meine Züge drückten so lebhaft meine Befürchtungen ans, daß mir

der alte Kanonikus in den Garten folgte; der Graf begleitete uns Schicklichkeitshalber bis auf die Schwelle der Thür und rief uns nach:

»Bleiben Sie! bleiben Sie! seien Sie unbesorgt!«

Aber er begleitete uns nicht.

Der Kononikus, die Kammerjungfer und ich, wir durchliefen nun die Gänge und Rasenplätze des Parks, riefen, horchten und meine Begleiter wurden um so besorgter, da ist ich ihnen den Tod des jungen Vicomte ankündete. Während wir umhereilten, erzählte ich die Umstände, welche das unglückliche Ereignis begleitet hatten, und bemerkte, daß die Kammerjungfer außerordentlich anhänglich an ihre Herrin sei, denn sie ging weit besser in die Geheimnisse meines Schreckens ein, als der Kanonikus.

Wir gingen nun zu den Eichen und untersuchten Alles, ohne die Gräfin oder auch nur die geringste Spur von ihr zu finden. Endlich hörte ich, an einer Mauer entlang zurückkam, ein dumpfes und ersticktes Seufzen, welches aus einer Art von Schuppen herzukommen schien. Ich trat auf das Gerathewohl ein. Wir bemerkten Juliette, welche, in einem Anfall von Wahnsinn ohne Zweifel, sich tief in einen Haufen von Heu eingehüllt hatte. Sie hatte ihr Haupt verborgen, um ihr schreckliches Geschrei zu ersticken

und gehorchte so einem gewissen schamhaften Naturtriebe: es war das ein kindliches Schluchzen und Weinen, welches sie hören ließ, allein es war klagender und ergreifender; es gab für sie nichts mehr aus der Welt. Die Kammerjungfer zog ihre Gebieterin hervor, die sich alles mit gleichgültiger Sorglosigkeit eines sterbenden Thieres gefallen ließ.

Das Mädchen wußte nichts Anderes- zu sagen, als: »Kommen Sie, meine Dame! . . . kommen Sie . . . «

Der alte Kanonikus fragte: »Was hat sie denn aber? . . . Was fehlt Ihnen, meine Nichte? . . . «

Unterstützt von der Kammerjungfer trug ich die Gräfin auf ihr Zimmer; ich bat, daß man Jedermann sagen möchte, die Gräfin leide an Kopfschmerzen; darauf begab ich mich mit dem Kanonikus in das Speisezimmer zurück.

Es war lange Zeit verstrichen, seit wir den Grafen verlassen hatten. Ich dachte erst dann wieder an ihn, als wir unter das Peristyl traten. Seine Gleichgültigkeit, überraschte mich; aber mein Staunen steigerte sich noch mehr, als ich ihn philosophisch bei Tische sitzend fand.

Er hatte alle Speisen verzehrt, und zwar zur großen Freude seines Töchterchens,, welches lächelte, als es seinen Vater auf einem Ungehorsam gegen die Befehle

der Gräfin ertappte.

Die besondere Sorglosigkeit dieses Ehegatten wurde mir durch einen leichten Streit erklärt, welcher sich plötzlich zwischen dem Kanonikus und ihm erhob. Der Graf war einer strengen Diät unterworfen, die ihm die Ärzte geboten hatten, um ihn von einer schlimmen Krankheit zu heilen, deren Namen ich vergessen habe; getrieben von jener außerordentlichen Gefräßigkeit, die man bei Wiedergenesenden nicht selten antrifft, hatte er dem thierischen Gelüste nachgegeben, ohne auf die Warnungen seines Verstandes zu hören.

In einem Augenblicke hatte ich demnach die Natur in ihrer ganzen Wirklichkeit unter zwei sehr verschiedenen Ansichten kennengelernt; das komische Element war in der Mitte einer schrecklichen Scene aufgetaucht.

Der Abend wurde sehr schwermüthig verbracht. Ich, war ermüdet. Der Kanonikus verwandte seinen ganzen Verstand, um den Grund der Thränen seiner Nichte zu erraten. Der Graf verdaute schweigend, nachdem er sich mit einer ziemlich unbestimmten Erklärung begnügt hatte, welche ihm die Gräfin hinsichtlich ihres Unwohlseins durch ihre Kammerjungfer geben ließ, und die, wenn ich nicht

irre, den natürlichen Leiden des Weibes entlehnt wurde. Dann legten wir uns frühzeitig zu Bett.

Als ich vor dem Schlafzimmer der Gräfin vorüberging, um mich zu dem Nachtlager zu begeben, zu welchem mich ein Diener führte, fragte sich mit ziemlich schüchternen Stimme nach dem Befinden der Frau vom Hause. Sie erkannte meine Stimme, ließ mich eintreten, wollte mit mir sprechen, aber vermochte kein Wort hervorzubringen; ihr Haupt sank ihr auf die Brust, und ich entfernte mich.

Ungeachtet der grausamen Aufregungen, die ich mit der ganzen Empfänglichkeit der Jugend getheilt hatte, schlief ich ein, weil ich den Anstrengungen erlag, die meine Fußreise erfordert hatte.

Um ein Uhr Nachts wurde ich durch das kreischende Geräusch erweckt, welches die Ringe meiner Bettvorhänge hervorbrachten, während sie heftig an ihren Eisenstäben zurückgezogen wurden. Ich sah die Gräfin zu Füßen meines Bettes sitzen, während das Licht einer auf meinem Tische stehenden Lampe auf ihr Antlitz fiel.

»Ist es denn wahr, mein Herr?« fragte sie mich. »Ich weiß nicht, wie ich noch nach der Erschütterung leben kann, die ich erlitten habe; allein in diesem Augenblicke empfinde ich einige Ruhe und will Alles

erfahren!«

»Was für eine Ruhe!!« dachte ich, als ich die schreckliche Blässe ihres Teints bemerkte, welche einen Widerspruch mit der braunen Farbe ihres Haares bildete, als ich zu gleicher Zeit die Kehltöne ihrer Stimme vernahm, und aus ihren Zügen den Eindruck auf den Geist beurtheilen konnte, welcher die von mir überbrachte Nachricht bewirkt hatte. Sie war bereits verwelkt wie ein Blatt im Herbst. »Ihre entzündeten und aufgeschwollenen Augen hatten den Glanz ihrer Schönheit verloren; sie drückten nur einen bitteren und tiefen Schmerz aus; man hätte eine graue Wolke da zu erblicken glauben sollen, wo man früher die Sonne strahlen sah.

Ich erzählte ihr mit einfachen Worten und ohne zu viel Gewicht auf gewisse Umstände zu legen, das plötzliche schnelle Ereigniß, durch welches sie ihres Freundes beraubt war; ich erzählte ihr den ersten Tag unserer Reise, welcher nur Erinnerungen der Liebe gewidmet gewesen war.

Sie weinte nicht. Sie hörte nur aufmerksam zu und neigte ihr Haupt gegen mich; wie ein eifriger Arzt es thut, der seinen Kranken beobachtet.

Ich beruhte einen Augenblick, während dessen sie mir schien, als hätte sie ihr Herz völlig den Leiden

geöffnet und wollte sie sich mit dem ganzen Feuer, welches durch das erste Fieber der Verzweiflung angefacht wird, in ihr Unglück versenken, um ihr die Befürchtungen mitzutheilen, welche den armen Kranken gefoltert hätten: ich erzählte ihr, warum er mich mit dieser traurigen Botschaft beauftragt habe,

Ihre Augen trockneten sich nun durch die Einwirkung des düstern Feuers, welches aus den tiefsten Regionen des Herzens entspringt. Sie konnte noch erbleichen, und als ich ihr die Briefe übergab, welche ich unter meinem Kopfkissen liegen hatte, nahm sie dieselben mechanisch hin; dann erzitterte sie heftig und sagte mit hohler Stimme zu mir:

»Und ich habe die seinigen verbrannt! . . . ich habe nichts von ihm! . . . nichts! Nichts! . . . «

Sie schlug sich heftig vor die Stirn.

»Meine Dame!« sagte ich zu ihr.

Sie blickte mich mit einer krampfhaften Bewegung an.

»Ich habe«, fuhr ich dann fort, »diese Bocke von seinem Haupte abgeschnitten! . . . «

Dabei übergab ich ihr ein letztes und unvergängliches Pfand der Erinnerung an denjenigen, welchen sie liebte.

»Ach! Hätten Sie, wie ich die heißen Thränen

gefühlt, welche damals auf meine Hand fielen, dann würden sie wissen, was Dankbarkeit ist, besonders wenn sie der Wohltat so nahe steht! . . .

Sie drückte mir die Hände und mit erstickter Stimme, mit einem fieberhaften Blick, mit einem Blick, welcher ihr schwaches Glück durch grausige Leiden hindurchstrahlen ließ, sagte sie zu mir:

»Ach! Sie lieben auch! Seien Sie stets glücklich! Verlieren Sie nie diejenige, welche Ihnen teuer ist! . . . «

Mehr vermochte sie nicht zu, sagen, sondern entfloh mit ihrem Schatz.

Am folgenden Tage erschien mir diese nächtliche Scene welche sich mit meinen Träumen verschmolz, wie einer Phantasie; ich mußte erst vergeblich die Briefe unter meinem Kopfkissen suchen, um mich von der schmerzlichen Wahrheit zu überzeugen.

Es würde unnütz sein, wollte ich Ihnen die Ereignisse des folgenden Tages erzählen. Ich blieb noch mehrere Stunden mit Juliette zusammen, und ihre geringsten Worte, Alles überzeugte mich von dem Adel der Seele, von der Zartheit des Gefühls, die aus ihr eins jener theuren Geschöpfe der Liebe und Treue machten, welche man so selten auf dieser Erde antrifft.

Abends brachte mich Herr von . . . selbst nach

Moulins. Als wir dort ankamen, sagte er mit einer gewissen Verlegenheit zu mir:

»Mein Herr, wenn es nicht hieße, Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen und unbescheiden gegen einen Unbekannten zu handeln, gegen welchen wir ohnedieß schon so viele Verpflichtungen haben, so würde ich sie bitten, nach Ihrer Rückkehr nach Paris dem Herrn von — (ich habe den Namen vergessen) Rue du Sentier, eine Summe zu übergeben, welche ich ihm schulde und um deren baldige Zustellung er mich gebeten hat.«

»Sehr gern«, antwortete ich.

In der Unschuld meines Herzens nahm ich eine Rolle, mit fünfundzwanzig Luis hin, deren ich mich zu meiner Rückreise nach Paris bediente, worauf ich das Geld getreulich dem vorgeblichen Correspondenten des Herrn von . . . überbrachte.

Erst in Paris und als ich die Summe in das bezeichnete Haus trug, begriff ich die geistreiche Geschicklichkeit, mit welcher Juliette mich verpflichtet hatte. Die Art, wie mir jenes Gold geborgt wurde, die Zartheit, mit welcher man meine leicht zu erratende Armuth verschonte, das Alles verrieth das Talent eines liebenden Weibes.

Welche Wonne empfand ich nicht!« sagte Herr von

Villaines zu einer alten Dame, als ich dieses Abenteuer einer Geliebten erzählen konnte, die mich furchtsam an sich drückte und sagte: O! Mein Lieber! stirb nicht!«

»Und Sie haben geglaubt«, sagte die Hausfrau, »in diesem Abenteuer eine Lehre für junge Frauen zu erblicken! . . . Nichts hat weniger Aehnlichkeit mit einer moralischen Erzählung . . . Was meinen Sie dazu? . . . fuhr sie dann fort und blickte die übrigen Zuhörer an, um deren Meinung zu hören.

»Man muß aus dieser Erzählung den Schluß ziehen«, sagte ein junger Geck, »daß man sich nicht auf das Verdeck einer Postkalesche setzen darf!«

»Das ist ein Unglücke aber keine Lehre!« sagte eine junge Dame. »Sie haben die Gräfin und Ihren Gemahl so gut gezeigt, daß die Moral Ihres Beispiels in der That wenig erbaulich ist!« sagte sie zu dem Erzähler gewendet.

»Wie, meine Damen«, antwortete Herr von Villaines, »habe ich Ihnen nicht gezeigt, welche Unbeständigkeit alle verbrecherischen Verbindungen straft? Sehen Sie nicht, wie der Zufall, die Menschen, die Dinge, wie Alles unter dem Befehl jener geheimen Gerechtigkeit steht, deren Gang unabhängig ist von dem der menschlichen Gerechtigkeit? . . . Muß nicht

eine Frau, wenn sie das bedenkt, in dem Augenblick erzittern, wo sie im Begriff steht, sich dem Unglücke in die Arme zu werfen?«

Bei diesen Worten erhob Madame d'Esther Ihre Blicke gegen Herrn von Villaines; sie war heftig erschüttert.

»Nehmen Sie sich in Acht«, fuhr er fort und wandte sich an die Damen; »wenn Sie diese Erzählung nicht tragisch genug finden, so geben Sie denen gewonnene Sache, welche für jenes Stück sprechen, dessen Gegenstand Sie verdammen; allein weniger jugendlichen, weniger kindlichen Damen, als diejenigen sind, an welche ich mich gewandt habe, könnte ich ein weit schrecklicheres häusliches Trauerspiel erzählen.«

»Halten Sie uns für weniger kindlich und erzählen Sie . . . « sagte eine Dame.

Madame d'Esther war stumm und nachdenkend.

»Ich lasse mich nie bitten« sagte Herr von Villaines.

Er setzte sich auf einen Armstuhl, rund herum wurde wieder Alles stille und Jeder hörte von neuem zu.

Etwa hundert Schritte von der kleinen Stadt Vendôme erblickt man an dem Ufer des Loir ein altes

braunes Haus mit einem sehr hohen Dache. Es steht ganz allein, ohne irgend ein Nebengebäude zu haben.

Vor diesem Gebäude befindet sich ein Garten, welcher sich nach dem Ufer hinzieht; allein der Buchsbaum, welcher die Wege einfaßt, wächst nach seinem Belieben. Der Umfassungszaun schießt unbehindert empor, die kleinen Weiden, welche in dem Loir gewachsen sind, haben sich schnell ausgebreitet; Gewächse, die wir Unkräuter nennen, schmücken mit ihrer kräftigen Vegetation die Beete, und das Franzobst ist seit zehn Jahren nicht beschnitten, daher es auch keine Früchte mehr trägt. Die ehemals mit Sand bestreuten Wege sind mit Gras überzogene so daß es eigentlich gar keine Spur mehr von den Wegen im Garten giebt.

Indeß ist leicht von der Höhe des Berges herab, auf welchem die Ruinen des alten Schlosses der Herzöge von Vendôme verwittern, zu erkennen, daß dieser Garten in einer längst vergangenen Zeit die Wonne irgend eines alten, Edelmannes war, der ein Freund der Rosen, der Nelken, des Gartenbaues überhaupt war und vielleicht auch gern gutes Obst genoß. In der That erblickt man auch noch eine Laube, oder vielmehr die Ueberreste einer Laube, in der man noch einen Tisch sieht, der nicht völlig von dem Zahne der Zeit zernagt ist.

Bei dem Anblick dieses Gartens errät man alle Wonnen des friedlichen Lebens, dessen man sich in der Provinz erfreute so wie man das Leben eines guten Kaufmanns errät, wenn man die Inschrift seines Grabes liest. Um die zugleich traurigen und sanften Gedanken zu vervollständigen, von denen die Seele ergriffen wird, sieht man an einer der Mauern eine Sonnenuhr mit der bürgerlichen Inschrift:

Fugit hora bravis.

Übrigens haben sich die Dächer schrecklich verzogen, die Sommerladen sind ewig geschlossen, die Schwalben haben tausende von Nestern unter dem Gebälk angebracht, die Thüren öffnen sich nie, hohes Gras schießt zwischen den Spalten der Freitreppe hervor, die Schlösser sind verrostet; Frost, Hitze und Nässe haben das Holz verwittern lassen und den Anstrich vernichtet. Das Schweigen dieser stillen Behausung wird nur durch die Vögel, Katzen, Marder, Ratten und Mäuse unterbrochen, welche frei aus- und eingehen.

Eine unsichtbarer Hand hatte allenthalben das Wort *Geheimniß* mit unsichtbaren aber doch deutlichen Zügen geschrieben.

Wollten Sie, von der Neugierde getrieben, dieses von der Straße her betrachten, so würden Sie eine

große Thür erblicken, welche in ihrem obern Theil eine Wölbung zeigt, und die durch die Flitzbolzen der Jugend tausende von Löchern erhalten hat. Später habe ich erfahren, daß diese Thür seit zehn Jahren verschlossen ist. Durch die unregelmäßigen Spalten derselben würden Sie sehen, daß zwischen dem Hofe und dem Garten die vollkommenste Harmonie besteht. Dichtes Gras ist zwischen dem Pflaster hervorgewachsen und umschreibt die einzelnen Steine desselben; gewaltige Risse durchfurchen die Mauern; Wandkräuter schmücken mit ihren Blüten die geschwärzten Spalten und überziehen auch die Höhe der Mauern. Die Stufen der Freitreppe sind verschoben, der Glockenzug ist verwittert, die Dachrinnen sind durchlöchert; Alles ist öde, zerstört und schweigsam. Das ganze Haus ist ein ungeheures Räthsel, dessen Schlüssel Niemand kennt. Es ist unter dem Namen der *großen Festung* bekannt und war in früheren Zeiten ein kleines Lehen.

Während ich in Vendôme lebte, war es eine meiner größten Freuden, den romantischen Anblick dieses eigenthümlichen Hauses zu genießen. Es war mir noch mehr werth als eine Ruine; denn an eine Ruine knüpfen sich geschichtliche Erinnerungen, bekannte Thatsachen, an deren Wirklichkeit sich nicht zweifeln läßt. Allein in dieser Behausung, welche noch stand,

aber dem Einsturz mit starken Schritten entgegen ging, lag ein Geheimniß, wenigstens ein unbekannter Gedanke.

Mehr als ein Mal begab ich mich des Abends nach der wilden Hecke welche den Garten umschließt; mehr als ein Mal verachtete ich alle Verwundungen und bahnte mir durch die verwachsenen Dornen einen Weg in den herrenlosen Garten, in dieses Grundstück, welches weder ein öffentliches war, noch auch einem Privatmanne gehörte. Ganze Stunden blieb ich dort und beschaute die herrschende Unordnung. Um die Wahrheit zu erfahren, welche diesem wunderlichen Schauspiel zum Grunde lag, hätte ich nicht eine einzige Frage an einen Bewohner von Vendôme richten mögen; lieber war mir das Geheimniß, denn nun konnte ich köstliche Romane entwerfen, konnte mich kleinen Ausschweifungen der Melancholie überlassen, welche mich entzückten; hätte ich dagegen den vielleicht bedeutungslosen Grund kennen gelernt, der diese Verödung veranlaßt hatte, so hätte ich nie Poesien eingeübt, an denen ich mich berauschte.

Es lag ein vielseitiger Ausdruck in diesem Asyl; man athmete die Luft eines Klosters ein, man genoß den Frieden des Gottesackers, ohne daß die Todten uns mit der Schrift, ihrer Grabmäler anredeten; man erkannte dort überdieß die Provinz mit allen ihren

vorgefaßten Ansichten und ihrem einförmigen Leben . . . Oft habe ich dort geweint, nie gelacht . . . Alles forderte zur Schwermuth auf. Mehr als ein Mal fühlte ich einen unwillkürlichen Schrecken, wenn ich den Flug eines Vogels über meinem Haupte vernahm. Der Boden ist feucht; Eidechsen, Schlangen und Frösche besuchen ungestört jene Einsamkeit. Um dort zu bleiben, darf man sich vor der Kälte nicht fürchten, denn wenn man wenige Minuten dort ist, so fühlt man, wies sich ein eiskalter Mantel um unsere Schultern legt. Eines Abends schauderte ich sogar. Der Wind hatte eine alte verrostete Wetterfahne gedreht, deren scharfe Töne einem von dem Hause selbst ausgestoßenen Wehgeschrei glichen, während ich eben ein ziemlich finsternes Drama vollendete, das mir den Grund dieser wehmüthigen Einsamkeit erklärte.

Von finstren Gedanken ergriffen, kehrte ich in mit Gasthaus zurück.

Als ich das Abendessen verzehrt hatte, trat die Wirthin mit geheimnisvollen Blicken in mein Zimmer und sagte zu mir:

»Mein Herr, hier ist Herr Regnault!«

»Was ist das für ein Herr Regnault?«

»Wie, der Herr kennt den Herrn Regnault

nicht? . . . das ist wunderbar! . . . «

Damit ging sie.

Plötzlich trat ein langer und hagerer Mann ein, der schwarz gekleidet war und seinen Hut in der Hand hielt. Er zeigte sich in der Haltung eines Widders, welcher bereit ist, sich auf seinen Nebenbuhler zu stürzen. Seine Stirn trat stark zurück, sein Kopf war klein und spitz, sein Antlitz fahl und fast von der Farbe, welche ein Glas mit schmutzigem Wasser hat. Man hatte ihn für den Huissier eines Ministers halten können. Sein Rock war alt und an den Nähten stark abgenutzt, dagegen trug der Unbekannte einen Diamant an seinem Vorhemde und goldene Ringe in den Ohren.

»Mein Herr, mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?« fragte ich ihn.

Er setzte sich auf einen Stuhl, nachdem er diesen vor den Kamin gerückt hatte, stellte seinen Hut auf meinen Tisch und antwortete mir, indem er sich die Hände rieb:

»Mein Herr, ich bin Herr Regnault . . . «

Ich verbeugte mich, während ich dachte:

»IL bondo cane! . . . Such'! . . . «

»Ich bin«, fuhr er fort, »der Notar von Vendôme.«

»Nun! mein Herr? . . . « fragte ich.

»Einen kleinen Augenblick! . . . fuhr er dann fort und erhob die Hand, als wollte er mir Schweigen gebieten. »Erlauben Sie, mein Herr, erlauben Sie . . . Ich habe erfahren, daß Sie sich bisweilen in dem Garten der großen Festung ergehen.«

»Ja, mein Herr . . . «

»Einen kleinen Augenblick! . . . « sagte er und wiederholte seine Handbewegung. »Solches constituirt ein wahrhaftes delictum . . . aber — einen kleinen Augenblick! . . . — Ich bin kein Türke und will Ihnen kein Verbrechen daraus machen; ich erscheine nur im Namen und als Testamentsvollstrecker der seligen Frau Gräfin von Merret, mein Herr, um Sie zu bitten, daß Sie Ihre Besuche nicht weiter fortsetzen . . . Sie sind ein Fremder, wie ich weiß; es ist Ihnen daher zu verzeihen, wenn Sie die Umstände nicht kennen, die mich zwingen, das schönste Hotel von Vendôme in Ruinen einstürzen zu lassen . . . Indeß mein Herr, scheinen Sie ein gebildeter Mann zu sein und müssen daher wissen, daß die Gesetze unter schwerer Strafe verbieten, ein verschlossenes Eigenthum einzudringen; eine Hecke ist aber eben so gut wie eine Mauer . . . Der Zustand, in welchem sich das Haus befindet, kann vielleicht als Entschuldigung für Ihre Neugierde dienen . . . Ich wünschte, ich könnte Sie in

jenem Hause frei aus- und eingehen lassen; da ich aber beauftragt bin, den Willen der Erblasserin zu vollstrecken, so habe ich die Ehre mein Herr, Sie zu bitten, daß Sie sich nicht ferner in jenen Garten begeben . . . Ich selbst, mein Herr, habe seit der Eröffnung des Testaments keinen Fuß mehr in jenes Haus gesetzt, welches, wie ich die Ehre hatte Ihnen mitzuteilen, zu dem Nachlaß Frau von Merret gehört. Wir haben nur die Thüren und die-Fenster konstatiert, um die Abgabe festsetzen zu können, welche ich jährlich von den Einkünften, bezahle, die von der seligen Frau Gräfin zu sothanem Zweck angewiesen sind . . . Ach! mein lieber Herr, ihr Testament hat viel aufsehen in Vendôme erregt! . . . «

Nach diesen Worten schwieg der würdige Mann, um sich die Augen auszuwischen.

Ich achtete seine Beredsamkeit und begriff vor allen Dingen, der Nachlaß der Frau Merret das wichtigste Ereigniß seines Lebens, sein ganzer Ruhm, seine Restauration gewesen sei; und da ich nun meinen schönen Träumereien, meinen Romanen ein Lebewohl sagen mußte, so entzog ich mich der Freude nicht, die Wahrheit aus einem gewissermaßen amtlichen Bericht zu vernehmen.

»Mein Herr«, sagte ich zu ihm, »würden Sie es mir

übel deuten, wenn ich Sie um die Gründe dieser Sonderbarkeit befragte?«

Bei diesen Worten drückten die Züge des Notars die ganze Freude eines Mannes aus, der die Erlaubniß erhält, sein Steckenpferd zu ersteigen. Er zog seinen Hemdkragen mit einer Art von Geckenhaftigkeit in die Höhe, zog seine Tabaksdose hervor, öffnete dieselbe mit den beliebten Förmlichkeiten, bot mir Tabak an und nahm dann eine starke Prise, nachdem ich ihm gedankt hatte . . . Kurz, er war glücklich! . . .

Ein Mensch, der kein Steckenpferd hat, weiß gar nicht, was er mit dem Leben anfangen soll; ein Streckenspferd hält genau die Mitte zwischen Leidenschaft und Monomanie, und in diesem Augenblick begriff ich diesen hübschen Ausdruck Sterne's in seiner ganzen Ausdehnung; ich vermochte mir einen vollkommneren Begriff von der Freude zu machen, mit der sich der Onkel Tobias mit Trims Hilfe auf sein Kampfroß gabelte.

»Mein Herr«, sagte Herr Regnault zu mir, »ich war erster Schreiber bei Herrn Chodron in Paris . . . — ein herrliches Geschäft das, von dem Sie gewiß sprechen gehört haben? . . . — Nein? — Sein Name kommt indeß oft genug in den Zeitungen vor. — Da ich indeß nicht genug Vermögen hatte, um mich in Paris

niederzulassen, wo die Geschäftsstuben der Notare 1816 zu einem ungeheuren Preise stiegen, so begab ich mich hierher, um das Geschäft meines Vorgängers zu kaufen. Ich hatte Verwandte in Vendôme unter andern eine sehr reiche Tante, deren Tochter ich heirathete.«

»Mein Herr«, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »drei Monate nach meiner Bestellung von dem Justizminister, — ich war damals noch nicht verheirathet, — wurde ich Eines Abends, als ich mich eben zu Bett legen wollte, zu der Frau Gräfin von Merret in ihr Schloß Merret beschieden . . . ihre Kammerjungfer, ein wackeres Mädchen, welches jetzt in Diesem Gasthause dient, hielt mit der Kutsche der Frau Gräfin vor meiner Thür . . . Ach! — einen kleinen Augenblick! . . . — ich muß Ihnen erst sagen, mein Herr, daß der Herr Graf von Merret zwei Monate früher, als ich hierher kam, in Paris des Todes verstorben war. — Er ging ganz jämmerlich zu Grund, weil er sich Ausschweifungen jeder Art überlassen hatte . . . Sie verstehen mich! — Am Tage der Abreise hatte die Frau Gräfin die große Festung geräumt, alle Möbels aus derselben entfernend und wie manche Personen behaupten, sogar Alles auf der Wiese von Merret verbrannt. — Sind Sie in Merret gewesen mein Herr? — Nein . . . « sagte er dann, indem er selbst

seine Frage beantwortete. — »Ach! Das ist ein sehr schönes Plätzchen!«

»Seit drei Monaten etwa hatten der Herr Graf und seine Gemahlin auf eine ganz sonderbare Weise gelebt. Sie ließen sich vor keinem Menschen mehr sehen; dieser, wohnte das Erdgeschoß, und der Graf das erste Stock. Nachdem die Frau Gräfin allein geblieben war, zeigte sie sich nur noch in der Kirche. Als sie später auf ihr Schloß gezogen war, ließ sie selbst die Freunde nicht vor, welche bei ihr erschienen, um ihr Besuche abzustatten. Es scheint, daß sie schon damals sehr verändert war, als sie die große Festung verließ, um sich nach Merret zu begeben.«

»Diese liebe Dame . . . — ich sage liebe Dame, weil ich diesen Diamant von ihr habe; denn sonst habe ich sie nur ein einziges Mal gesehen! — Diese gute Dame war also sehr krank . . . sie hatte ohne Zweifel keine Hoffnung auf Wiederherstellung, denn sie ließ keinen Arzt rufen, sondern starb einsam und von der ganzen Welt zurückgezogen. Viele von unsern Damen wollten daher behaupten, daß sie nicht mehr ihres ganzen Verstandes mächtig gewesen sei.«

»Meine Neugierde wurde demnach außerordentlich aufgeregt, als ich erfuhr, daß die Frau von Merret mich

zu sprechen verlange. Ich war jedoch nicht der Einzige, der mit Neugierde erfüllt wurde, denn noch an demselben Abende wurde es in der ganzen Stadt bekannt, obgleich es bereits sehr spät war, daß ich nach Merret gefahren sei. Die Kammerjungfer antwortete in sehr unbestimmten Ausdrücken auf die Fragen, welche ich unterwegs an sie richtete, nur so viel sagte sie mir, daß ihre Gebieterin durch den Pfarrer von Merret bereits das heilige Abendmahl empfangen habe und wohl schwerlich die Nacht überleben dürfe.«

»Um elf Uhr gelangte ich auf dem Schlosse an. Ich stieg die Haupttreppe hinan. Nachdem ich durch verschiedene hohe und finstere Zimmer gegangen war, welche mir verteufelt kalt und feucht schienen, gelangte ich in das Schlafzimmer, in welchem sich die Frau Gräfin befand.«

»Nach den vielen Gerüchten, welche über jene Dame im Umlauf waren, hatte ich mir dieselbe als eine schöne Dame, als eine Kokette vorgestellt . . . weit gefehlt! . . . Denken Sie sich, daß es mir viel Mühe machte, sie in dem großen Bette zu finden, in welchem sie lag. Wahr ist es übrigens, daß nur eine einzige kleine Lampe zur Erleuchtung des ungeheuren Zimmers aufgestellt war. Es ist Schade, daß Sie nicht in Merret gewesen sind. Nun! Mein

Herr, das Bett ist eins von jenen alterthümlichen Betten, mit einem hohen Himmel, von welchem ein geblümter Kattun in reichlichen Falten herabhängt. Ein kleiner Nachttisch stand neben dem Bette; auf demselben erblickte ich ein Kruzifix, das ich, beiläufig gesagt, meiner Frau gegeben habe, so wie auch die Lampe. Außerdem sah man noch einen großen Armsessel für die Wärterin und zwei Stühle . . . Feuer war nicht im Kamin zu erblicken. Das war das ganze Mobiliar. Es hätte nicht zehn Zeilen in einem Inventarium eingenommen.«

»Ach! mein lieber Herr, hätten Sie-das Zimmer gesehen, wie ich es damals sah, mit seinen braunen Tapeten, so würden Sie geglaubt haben, sich in eine wahrhafte Romanscene versetzt zu sehen; war das eiskalt . . . oder noch richtiger grabeskalt! . . . «

»Ich trat näher an das Bett und erblickte endlich nach vielen Bemühungen Frau von Merret, weil der Schein ihrer Lampe gerade auf ihr Kopfkissen fiel. Ihr Antlitz war gelb wie Wachs und glich zwei gefalteten Händen. Die Frau Gräfin hatte eine Spitzenhaube auf, welche schöne Haare sehen ließ, die jedoch weiß und schwarz waren. Sie hatte sich auf ihrem Lager aufgerichtet und schien sich mit vieler Mühe in dieser Haltung zu erhalten. Ihre Augen, die fast erloschen waren, bewegten sich nur mühsam in den Höhlen, in

welche sie tief zurückgesunken waren. Ihre Stirn war feucht; ihre fleischlosen Hände glichen Knochen, die mit einer straff angezogenen Haut überzogen sind; jede Ader, jede Muskel war deutlich zu sehen. Sie mochte einmal schön gewesen sein; allein in jenem Augenblicke regte sich bei mir, als Ich sie sah, ein Gefühl, dem ich keinen Namen zu geben weiß; nach der Aussage derer welche sie in den Sarg gelegt haben, hat man noch nie einen so abgemagerten menschlichen Körper gesehen. Ihr Anblick war grausig. Die arme Frau war von den Leiden so weit abgezehrt, daß sie nur noch ein Schatten war. Ihre Lippen hatten eine blaßviolette Farbe und bewegten sich kaum, als sie mit mir sprach. Ihre Oberlippe zeigte an beiden Seiten eine leichte Beschattung von braunen Haaren, allein dieses Zeichen eines kräftigen Körperbaues ließ auch, auf die schrecklichen Leiden schließen, welche sie hatte erleben müssen, um in diesen zurückschreckenden Zustand zu bekommen.«

»Obgleich ich schon in Paris an solche Schauspiel gewöhnt war, weil mich mein Amt dort häufig an das Sterbelager unserer Klienten führte, um deren letzten Willen aufzunehmen, so muß ich doch gestehen, daß mich die Todeskämpfe, die Thränen der Angehörigen und Alles, was ich je gesehen hatte, nicht halb so schmerzlich ergriffen, als der Anblick dieser

sterbenden Frau, die sich allein und verlassen in dem weiten und öden Schlosse befand. Ich hörte nicht das geringste Geräusch, ich sah nicht einmal eine Bewegung der Bettdecke in Folge des Athmens der Kranken und ich selbst war in eine völlige Erstarrung versunken, während ich mit einer Art von Entsetzen die Sterbende betrachtete. Endlich bewegten sich ihre großen Augen, sie versuchte ihre rechte Hand zu erheben, doch fiel dieselbe sogleich wieder auf das Bett zurück; dann gingen folgende Worte einem Hauche gleich aus ihrem Munde hervor, denn schon war ihre Stimme keine Stimme mehr zu nennen.«

»Ich erwartete Sie mit vieler Ungeduld . . . «

»Ihre Wangen färbten sich lebhaft; das Sprechen war für sie eine große Anstrengung.«

»Meine Dame . . . sagte ich zu ihr.«

Sie gab mir ein Zeichen, daß ich schweigen solle.«

»in diesem Augenblick erhob sich die alte Wärterin und sagte mir in das Ohr:

»Sprechen Sie nicht . . . die Frau Gräfin ist nicht im Stande, auch nur das geringste Geräusch zu hören; was Sie ihr sagen würden, dürfte sie nur schmerzhaft aufregen.«

»Ich setzte mich.«

»Einige Augenblicke später nahm Frau von Merret

die letzten Kräfte zusammen, die ihr geblieben waren, um ihren rechten Arm zu bewegen. Sie schob die Hand nicht ohne Mühe unter ihren Pfuhl, ruhte dann einen Augenblick aus und nahm ihre letzten Kräfte zusammen, um ihre Hand wieder hervorzuziehen; als ihr das gelungen war, rannen Schweißtropfen von ihrer Stirn; sie hatte ein versiegeltes Papier hervorgezogen.«

»Ich vertraue Ihnen mein Testament an! . . . sagte sie. Ach! mein Gott! . . . Ach! . . . «

»Das war Alles . . . «

»Sie ergriff ein Kruzifix, führte es schnell an ihre Lippen und starb . . . «

»Der Ausdruck ihrer starren Augen erfüllt mich noch jetzt mit Schauer, wenn ich an denselben denke. Sie mochte schwer gelitten haben. Es lag ein Ausdruck der Freude in ihrem letzten Blicke, und dieses Gefühl ließ sich auch noch in ihren gebrochenen Augen erkennen.«

»Ich nahm das Testament nach Hause mit.«

»Als es geöffnet wurde, sah ich, daß Frau von Merret mich zu ihrem Testamentsvollstrecker ernannt hatte. Ihr Vermögen vermachte sie bis auf einzelne kleine Legate an das Hospital von Vendôme. In Bezug auf die große Festung bestimmte sie, daß dieses Haus

fünfzig Jahre lang, von dem Tage ihres Todes an gerechnet, unberührt bleiben sollte und in dem Zustande, in welchem es sich in dem Augenblicke ihres Todes befinden würde; Niemand, wer es auch sei, sollte in die Zimmer eintreten, nicht die mindeste Ausbesserung sollte an dem Gebäude vorgenommen werden. Zugleich setzte sie ein Jahresgehalt aus, um nöthigenfalls einen Wächter zu besolden, der die Vollziehung ihrer Bestimmung sichere.«

»Auch Ablauf der festgesetzten fünfzig Jahre soll das Haus mir gehören, — mir oder meinen Erben, — wenn der Wille der Erblasserin erfüllt ist; widrigenfalls würde die große Festung an die natürlichen Erben zurückfallen, doch bleibt der, welcher die Besitzung erhält, jedes Mal verpflichtet, die Bedingungen zu erfüllen, welche in einem dem Testament angehängten Codicill enthalten sind, das jedoch nicht eher geöffnet werden darf, bis die besagten fünfzig Jahre verstrichen sind.«

»Das Testament ist bis jetzt nicht angegriffen . . . also . . . «

Der lange Notar sprach den angefangenen Satz nicht aus, sondern blickte mich nur mit einer triumphierenden Miene an.

Ich machte ihn vollkommen glücklich, indem ich

einige Lobsprüche an ihn richtete.

»Ich gestehe Ihnen, mein Herr«, sagte ich schließlich zu ihm, »daß Sie einen sehr lebhaften Eindruck auf mich gemacht haben. Ich glaube die Sterbende vor meinen Augen zu sehen, wie sie blässer ist als ihre Betttücher, ihre leuchtenden Augen erfüllen mich mit Furcht, und ich werde gewiß die ganze Nacht von denselben träumen . . . Sie müssen aber doch einige Vermuthungen hinsichtlich der wunderlichen Verfügungen des Testaments gefaßt haben.«

»Mein Herr«, sagte er mit einer komischen Zurückhaltung zu mir, »ich erlaube mir nie, das Benehmen der Person zu beurtheilen, welche mich mit einem Vermächtniß beehren.«

»Nun, mein Herr«, sagte ich zu ihm, »der letzte Wille der Frau von Merret hat jedoch den Reiz der Neuheit nicht für sich!«

Der Notar richtete sein spitzes Köpfchen gleichsam gereizt empor.

»Auf dem Wege von Versailles nach Paries, zwischen Auteuil und dem Point-du-Jour«, fuhr ich darauf fort, »befindet sich ein Haus, welches zu einem ganz ähnlichen Loose verdammt ist. Ob das kraft des Testamentes eines Verstorbenen der Fall ist oder nur

die Folge von der Laune eines Lebenden, kann ich nicht sagen; selten habe ich den Weg von Versailles nach Paris zurückgelegt, ohne von meinen Reisegefährten Vermuthungen aussprechen zu hören, welche gewiß so wunderbar waren, wie nur die Thatsache an und für sich sein kann . . . «

Nun erzählte ich ihm einige der Vermuthungen, welche ich von den verständisten Reisegefährten ausgesprochen waren, die ich in der Postkutsche von Versailles angetroffen hatte. Das gleiche Schicksal der beiden Häuser führte ein weiteres Gespräch herbei, während dessen die Zunge des bedchtigen Notars von Vendôme gelöst wurde, worauf er mich nicht ohne weite Umschweife in alle Bemerkungen und Vermuthungen einweihte, welche von den diesen Politikern beiderlei Geschlechts in der Stadt Vendôme zu Tage gefördert waren. Allein diese Vermuthungen waren so widersprechend, so verworren, daß ich beinahe eingeschlafen wäre, obgleich ich den größten Antheil an der Wahrheit nahm.

Die dumpfe und eintönige Stimme des Notars, der ohne Zweifel gewohnt war, auf sich selbst zu hören, und allein vor seinen Clienten oder Landsleuten zu sprechen, siegte über meine Neugierde.

Glücklicher Weise ging er.

»Ach! Mein Herr, es gibt Leute, die noch achtundvierzig Jahre leben möchten«, sagte er noch auf der Treppe zu mir, »aber . . . — einen kleinen Augenblick! . . . »

Dabei legte er mit schlauer Miene den Zeigefinger seiner rechten Hand an die Nase, als hätte er sagen wollen: »Geben sie wohl acht!«

»Um so lange zu warten, muß man jedoch noch nicht in den Sechzigen sein.«

Ich schloß meine Thür, nachdem ich durch diese letzten Worte, welche da Notar für sehr geistreich hielt, aus meiner Gleichgültigkeit gerissen war; dann setzte ich mich auf meinen Armsessel und stützte die Füße auf den Kamin . . .

Kaum hatte ich mich in einen Roman à la Radcliffe verloren, welchen ich auf den juristischen Grundlagen aufbaute, die mir Herr Regnault gegeben hatte, als meine Thür von weiblicher Hand geöffnet wurde und sich um ihre Angeln drehte. Ich sah meine Wirthin eintreten, eine dicke und lebenslustige Frau, die ohne Zweifel ihren Beruf verfehlt hatte, denn sie war eine Art von Flamänderin, welche auf einem Gemälde von Teniers ihren richtigen Platz gehabt hätte.

»Nun, mein Herr? fragte sie mich. »Der Herr Regnault hat Ihnen ohne Zweifel seine Geschichte von

der großen Festung vorgekauert . . . «

»Ja, Mutter Jepas.«

»Was hat er Ihnen gesagt?«

Ich wiederholte ihr mit wenigen Worten die unheimliche und schauerliche Geschichte von dem Tode der Frau Merret.

Je weiter ich in meiner Erzählung fortfuhr, desto neugieriger öffneten meine Wirthin ihre Augen und blickte mich mit einer Art von Gastwirthsverband an, welcher gewissermaßen die Mitte hält zwischen dem Instinkt des Gensdarmen, der List des Spions und der Schlaueit des Krämers.

»Meine liebe Frau Lepas!« sagte ich, als ich meinen Bericht beendet hatte, »Sie scheinen mir weit mehr zu wissen . . . Nun? . . . warum waren Sie sonst zu mir gekommen?«

»Ach! so wahr ich eine ehrliche Frau bin, und sowar ich Lepas heiße . . . «

»Schwören Sie nicht, Ihre Augen sagen die Wahrheit . . . Sie haben den Herrn von Merret gekannt? . . . Was war er für ein Mann? . . . «

»Herr von Merret, sehen Sie, das war ein Mann, der fünf Fuß sieben Zoll hoch war; man konnte nicht aufhören, ihn anzublicken; er war aus einem sehr alten Hause und stammte aus der Picardie. Sonst war er, wie

man hier behauptete, ein Rappelkopf. Er bezahlte Alles in baarem Gelde, um mit Niemand Streitigkeiten zu bekommen, denn, sehen Sie, er war außerordentlich lebhafter Natur; unsere Damen sagten jedoch sämmtlich, das es ihm nicht an Liebenswürdigkeit fehle. Frau von Merret aber, sehen Sie, sie war die schönste und reichste Dame in Vendômois. Sie hatte etwa vierzigtausend Livres Renten. Die ganze Stadt war bei ihrer Hochzeit zugegen. Die Braut war aber auch allerliebste und ein wahres Juwel. Ach! das war zu seiner Zeit ein schönes Paar . . . «

»Sind sie in ihrer Ehe glücklich gewesen? . . . «

»O! . . . ja, mein Herr; so viel man wenigstens vermuthen kann, denn ich habe nicht mit ihnen unter einem Dache gewohnt . . . Frau von Merret war wohlthätig, gut und sanft . . . Vielleicht hatte sie bisweilen von der Heftigkeit ihres Mannes zu leiden, aber übrigens war derselbe ein recht würdiger Mann. Er war etwas stolz . . . allein dazu hatte er ja das volle Recht! . . . Wenn man ein vornehmer Herr ist, sehen Sie . . . «

»Indeß muß doch irgend ein Streit vorgefallen sein, daß sich Herr und Frau von Merret so plötzlich getrennt haben . . . «

»Das habe ich nicht gesagt, Mein Herr, daß ein Streit vorgefallen wäre . . . davon weiß ich nichts . . . «

»Gut. Ich bin überzeugt, daß Sie Alles wissen . . . «

»Nun, ja, mein Herr . . . ich will Ihnen Alles sagen. Als ich Herrn Regnault zu Ihnen hinaufgehen sah, dachte ich mir gleich, daß er über Frau von Merret und die große Festung sprechen würde; das gab mir den Gedanken ein, den Herrn um seinen Rath zu befragen, denn der Herr scheint mir ein guter Rathgeber zu sein und wird gewiß eine arme Frau, wie ich bin, nicht hintergehen wollen, eine arme Frau, die nie Jemand etwas zu Leide gethan hat und sich dennoch von ihrem Gewissen gemartert fühlt. Einen Priester wollte ich mich anvertrauen, denn ein neuerdings vorgekommenes Ereigniß hat mich klug gemacht. Eine Wittve der Vorstadt Saint-Pierre-des-Corps hat sich nämlich dort in der Beichte angeklagt, daß sie ihren Mann ermordet habe. Sie hatte denselben, mit Ehren zu vermelden, wie ein Schwein eingesalzen und in den Keller gesetzt; alle Morgen hatte sie dann ein Stück von ihm in den Fluß getragen. Sie sagte, daß er eine Reise angetreten habe, während sie ihn in der That eine Reise unter dem Wasser machen ließ . . . Endlich war nur noch der Kopf übrig . . . Der Priester hat aber die Beichte der Frau dem königlichen Prokurator mitgetheilt und der hat sie ebenfalls vom

Leben zum Tode gebracht. Als der Richter sie gefragt hat, warum sie den Kopf nicht ebenfalls in das Wasser tragen habe, wie den übrigen Körper, da hat sie geantwortet, Sie habe ihn nie nehmen können, weil er immer zu schwer gewesen sei. — Nun, mein Herr, in einem solchen Falle bin ich zwar nicht, wie Sie sich wohl denken können; allein es ist doch auch mir etwas in meinem Leben vorgekommen, worüber ich die Meinung eines rechtschaffenen Mannes hören möchte. Bis jetzt habe ich nicht gewagt, hier in der Stadt Jemandem etwas zu bekennen; alle Bewohner von Vendôme sind Plaudertaschen und können das Maul nicht halten. Was aber die Reisenden betrifft, so ist noch keiner so lange bei mir gewesen, wie der Herr, und hat auch noch keiner so sehr mein Vertrauen erweckt, wie Sie. Daher habe ich noch Niemandem die Geschichte von den fünfzehntausend Franken gesagt.«

»Meine liebe Frau Lepas!« antwortete ich ihr und hemmte den Strom ihrer Worte, »wenn Ihre Mittheilungen von der Art sind, daß ich dadurch in Verlegenheit kommen könnte, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen.«

»Befürchten Sie nichts«, unterbrach sie mich, »Sie sollen sich selbst überzeugen.«

Diese Eile ließ mich glauben, daß ich nicht der

Erste sei, dem die gute Wirthsfrau das Geheimnis anvertraut habe, dessen einziger Bewahrer ich ihrer Aussage gemäß werden sollte. Ich hörte daher zu.

»Mein Herr«, sagte sie, »als der Kaiser einige spanische Kriegsgefangene hierher geschickt hatte, erhielt ich in mein Haus einen jungen Spaniers für den ich auf Kosten der Regierung zu sorgen hatte. Er war auf sein Ehrenwort nach Vendôme geschickt. Dennoch mußte er sich täglich dem Unterpräfekten zeigen. Er war ein spanischer Grande, und seine Namen endigten sich auf os und dia, wenn ich nicht irre, so hieß er Bajos de Feredia . . . Sein Name steht in meinen Büchern, sich kann Ihnen denselben zeigen, wenn Sie es wünschen . . . O! das war ein hübscher junger Mann, für einen Spanier wenigstens, denn diese sollen Alle so häßlich sein . . . Er war nur fünf Fuß und zwei oder drei Zoll hoch; aber er war schön gewachsen und hatte kleine Hände, die er sorgfältig behandelte! . . . ach! das hättet Sie sehen sollen! er hatte so viel Bürsten für seine Hände, wie ein hübsches Mädchen für seine ganze Person. Außerdem dem hatte er lange schwarze Haare, ein feuriges Auge und einen etwas kupfrigen Teind der aber dennoch gefiel. Seine Wäsche war so fein, wie ich dieselbe noch nie gesehen habe und doch habe ich schon manche Fürstin beherbergt, auch den General

Bertrand, den Herzog und die Herzogin von Abrantes, den Herrn Decazes und den König von Spanien. Er verzehrte allerdings nicht viel, aber sein Benehmen war dennoch sehr höflich und liebenswürdig. O! ich hatte ihn sehr lieb, wenn er auch den ganzen Tag nicht vier Worte sprach, denn er war schwärmerisch und schweigsam. Er las sein Gebetbuch wie ein Priester und besuchte regelmäßig die Messe und jedes Hochamt. Und wohin stellte er sich in der Kirche? . . . zwei Schritt von der Kapelle der Frau von Merret. Als er sich das erste Mal dorthin gestellt hatte, dachte Niemand von den übrigen Kirchengängern, daß eine Absichtlichkeit in seiner Handlung gelegen habe. Übrigens hob er die Blicke nie von seinem Gebetbuche auf, der arme junge Mann! Des Abends begab er sich auf den Berg und besuchte die Ruinen des Schlosses, von denen aus man in den Garten der großen Festung sehen kann. Das war seine einzige Erheiterung und er sagte, daß ihn der Berg an Spanien erinnere, denn in seinem Vaterlande gäbe es viele Berge! . . . Manchmal kam er erst sehr spät wieder zurück. In den ersten Tagen war ich besorgt, wenn ich bis Mitternacht auf ihn warten mußte; bald aber gewöhnte ich mich an seine Laune, übergab ihm einen Hausschlüssel und nun warteten wir gar nicht mehr auf ihn.«

»Eines Tags sagte mir einer unserer Stallknechte, welcher die Pferde geschwemmt hatte, das er den spanischen W Grande wie einen Fisch im Wasser habe schwimmen gesehen. Als der Spanier zurückkehrte, sagte ich ihm, daß er sich vor dem Trieblande in Acht nehmen möge; ihn aber schien es zu ärgern, das man ihn im Wasser gesehen habe.«

»Kurz, mein Herr, eines Tags, oder vielmehr eines Morgens, fanden wir ihn nicht mehr in seinem Zimmer. Er war des Abends nicht nach Hause gekommen. Ich suche Alles durch und finde in einem Schubfache seines Tisches ein Briefchen, so wie auch fünfzig Goldstücke, die man portugiesen nennt: das machte fünftausend Franken; dann finde ich noch für zehntausend Franken Diamanten, welche in einer kleinen versiegelten Schachtel lagen. Sein Briefchen besagte: falls er nicht zurückkehrte, sollten Geld und Diamanten mein Eigenthum sein; Nachforschungen möge man übrigens seinetwegen nicht anstellen, weil er ohne Zweifel entflohen wäre . . . «

»Damals lebte mein Mann noch, und dieser machte sich gleich am frühen Morgen auf, um den Spanier zu suchen. Sinn denken Sie sich, mein lieber Herr, er findet die Kleidung des Spaniers unter einem großen Steine in einer Art von Loch, dicht an dem Ufer, und zwar gerade der großen Festung gegenüber. Da mein

Mann Niemandem begegnet war, denn es war noch sehr früh am Morgen, so verbrannte er die Kleidung, nachdem er den Brief gelesen hatte und erklärte, das der Graf Feredia nicht nach Hause gekommen sei, weil das so der Wunsch des Spaniers gewesen war.«

»Der Unterpräfect brachte nun die ganze Gens'damerie auf die Beine; allein der Flüchtling wurde nicht wieder eingeholt. Mein seliger Mann glaubte, daß er sich ersäuft habe; ich aber, mein Herr, glaube das nicht, sondern meine vielmehr, daß er bei den Angelegenheiten der Familie Merret betheilt ist. Rosalie hat mir gesagt, daß ihre Herrin ein Kruzifix von Ebenholz und Silber gehabt, auf daß sie so viel gehalten habe, daß sie befohlen, es in ihren Sarg zu legen; nun hatte aber Herr Feredia in der ersten Zeit, daß er bei uns wohnte, ebenfalls ein Kruzifix von Ebenholz und Silber, das ich später nicht mehr gesehen habe . . . «

»Nun sagen Sie mir, mein Herr, ob ich wegen der fünfzehntausend Franken des Spaniers Gewissensbisse empfinden muß oder ob ich sie mit Recht als mein Eigenthum betrachten darf?«

»Ganz gewiß ist das Geld Ihr Eigenthum . . . haben Sie denn Rosalien nicht ausgefragt?« fragte ich dann.

»O! gewiß, mein Herr. Des Mädchen ist aber so

stumm wie ein Fisch. Es weiß gewiß etwas, allein man vermag ihm die Zunge nicht zu lösen.«

Frau Lepas entfernte sich, nachdem sie noch einige Augenblicke mit mir gesprochen hatte. Mich aber ergriffen heimliche und wunderliche Gedanken, eine unbesieglige Neugierde und ein Schrecken, welcher sich nur mit dem Gefühle vergleichen ließ, welches uns ergreift, wenn wir bei Nacht in eine finstere Kirche treten und von fern zwischen den hohen Pfeilern ein schwaches Licht erblicken.

Die große Festung mit ihrem hohen Grase, den geschlossenen Fenstern, den verrosteten Schlössern und geschlossenen Thüren erhob sich plötzlich auf phantastische Weise vor den Augen meines Geistes; ich versuchte, in diese geheimnisvolle Behausung einzudringen und den Knoten der räthselhaften Geschichte zu lösen, das Gift zu erforschen, welches für drei Menschen tödtlich geworden war.

Rosalie war in meinen Augen das interessanteste Mädchen in ganz Vendôme geworden. Als daher am folgenden Tage das dicke Mädchen mit den rothen Wangen und den anscheinend heitern Blicken mir mein Frühstück brachte, betrachtete ich es mit einem so forschenden Blickes daß es abwechselnd erröthete und erbleichte.

Dann entdeckte ich zum ersten Male die Spuren eines inhaltschweren Gedankens, trotz der strahlenden Gesundheit und den dicken Wangen. Es kam mir jetzt vor, als nage an ihrem Herzen eine Reue, oder keime eine Hoffnung in demselben, als liege ein Geheimnis in ihrer Haltung, wie bei jenen Frömmnerinnen, welche mit Inbrunst fortwährend beten oder bei der Kindesmörderin, welche stets den Todesschrei ihres Kindes hört.

Ihre Haltung war indeß eine plumpe und unschuldige, in ihrem albernen Lächeln lag nichts Verbrecherisches, und man mußte sie schon für unschuldig halten, wenn man nur das roth und blau gewürfelte große Tuch erblickte, welches ihren kräftigen Busen verhüllte oder das Gewand mit weißen und violetten Streifen. Sie war jedenfalls eine einfache und leicht zu tauschende Person.

»Ich verlasse Vendôme nicht eher«, dachte ich, »bis ich die ganze Geschichte der großen Festung kenne; um mein Ziel zu erreichen, will ich nöthigenfalls sogar Rosaliens Freund werden . . . «

»Rosalie!« sagte ich zu ihr.

»Was beliebt, mein Herr?«

»Sie sind nicht verheirathet?«

Sie errötete leicht.

»O! es wird mir nicht an Männern fehlen, wenn es mir einmal einfällt, mich unglücklich zu machen!« sagte sie lachend, denn sie erholte sich schnell von ihrer innern Aufregung. Das ganze weibliche Geschlecht, die Bäuerin nicht ausgenommen, besitzt eine eigenthümliche Kaltblütigkeit.

»Sie sind zu frisch und zu anziehend, als daß es Ihnen an Liebhabern fehlen sollte . . . Aber sagen Sie mir, Rosalie, warum haben Sie sich in ein Wirthshaus vermiiheth, nachdem Sie vorher bei einer Frau von Merret gewesen waren? Hat Ihnen Ihre vorige Herrschaft kein Vermächtniß ausgesetzt?«

»Gewiß! . . . Aber, mein Herr, meine Stelle ist die beste in ganz Vendôme.«

Diese Antwort war eine von jenen, welche von den Richtern und Advokaten ausweichende Antworten genannt werden. Rosalie schien mir mit der romanhaften Geschichte, die ich so gern erforscht hätte, in der genauesten Verbindung zu stehen. Sie befand sich in dem Mittelpunkte der Wahrheit und schien mir durch den Knoten der Selbstsucht gefesselt.

Ich mußte Verführungskünste anwenden, welche nicht zu den gewöhnlichen zu zählen waren. Das Mädchen war für mich gewissermaßen das letzte

Capitel eines Romans und wurde daher von diesem Augenblicke an für mich ein Gegenstand der Vorliebe. Als ich Rosalie aufmerksam studierte, entdeckte ich in ihr eine Menge schöner Eigenschaften, wie uns das gewöhnlich bei allen Mädchen so geht, welche wir zu dem Hauptgegenstande unserer Gedanken gemacht haben: sie war reinlich, fleißig, geistreich; daß sie schön war versteht sich von selbst; sie war anmuthig, hatte eigenthümliche Reize . . .

Es war fünfzehn Tage nach dem Besuche des Notars, als ich eines Abends oder vielmehr eines Morgens, denn es war eine halbe Stunde nach Mitternacht, zu Rosalie sagte:

»Erzähle mir doch Alles, was Du über Frau von Merret weißt!«

»O!« antwortete sie erschreckt, »verlangen Sie das von mir nicht, Herr Auguste!«

Ihr schönes Antlitz schien sich zu bräunen; ihre lebhaften und seelenvollen Farben erbleichten, und ihre Augen verloren das ihnen eigenthümliche Feuer . . .

»Nun!« fuhr sie dann fort, »wenn Sie es durchaus wollen, aber sagen Sie nie Jemandem etwas wieder!«

»Du kannst Dich auf mich verlassen, mein liebes Mädchen, ich werde alle Deine Geheimnisse mit der

Rechtschaffenheit eines Diebes bewahren, und das ist eine Rechtschaffenheit, über die keine andere geht.«

»Wenn es Ihnen gleich ist«, antwortete sie, »so will ich lieber glauben, daß Sie das Geheimnis mit Ihrer eigenen Rechtschaffenheit bewahren werden.«

Nun ordnete sie ihr Brusttuch und gab sich die gehörige Haltung, um mir ihre Erzählung mitzutheilen; denn eine gewisse vertrauliche Haltung ist zu einer vertrauten Erzählung nothwendig. Die besten Erzählungen werden zu einer gewissen Stunde vorgebracht und noch hat Niemand aufrecht stehend oder mit nüchternen Magen gut erzählt; daher habe ich mich ebenfalls bequem gesetzt, um Ihnen dieses Abenteuer vorzutragen.

Sollte ich Ihnen jedoch die weitschweifige Beredsamkeit der hübschen Rosalie getreulich wiederholen, so würde dazu ein ganzes Buch nöthig sein; dasjenige, was sie mir erzählte, bildete indeß die Anknüpfungspunkte zwischen den Ereignissen, welche ich von dem Notar erfahren hatte und den Plaudereien der Frau Lepas, weßhalb ich mich kurz fassen kann.

Das Zimmer, welches Frau von Merret in der großen Festung bewohnte, lag im Erdgeschosse. Ein kleines Kabinet von etwa vier Fuß Tiefe war im

Innern der Mauer angebracht, und diente als Garderobe. Drei Monate vor dem Abende, dessen Ereignisse ich Ihnen mittheilen werde, war Frau von Merret ziemlich ernstlich erkrankt, so daß ihr Gemahl sie in ihrem Zimmer schlafen lassen zu müssen glaubte. Er schlief indeß fortwährend in einem Zimmer des ersten Stocks.

In Folge einer jener Zufälligkeiten, die man unmöglich vorhersehen kann, kehrte er an jenem erwähnten Abende zwei Stunden später, als gewöhnlich, aus der Gesellschaft zurück, in welcher er die Zeitungen zu lesen und mit seinen Bekannten über politische Gegenstände zu plaudern pflegte. Der Einfall der fremden Mächte in Frankreich war der Gegenstand einer sehr lebhaften Unterhaltung geworden; dann war von den aufgeregten Männern auch das Billard mit größerem Feuer behandelt, und der Graf hatte vierzig Franken verloren, was eine ungeheure Summe für Vendôme ist, wo Jeder sparsam mit seinem Gelde umgeht und die Sitten innerhalb der Schranken einer lobenswerthen Bescheidenheit gehalten werden, welche vielleicht die Quelle eines unschätzbaren Glücks ist.

Obgleich Herr von Merret sich seit einiger Zeit damit begnügt hatte, bei seiner Rückkehr Rosalie zu fragen, ob seine Frau bereits zu Bett sei, und er dann

auf die bejahende Antwort des Mädchens unmittelbar nach seinem Schlafzimmer zu gehen pflegte, so fiel es ihm doch dieses Mal ein, sich zu Frau von Merret zu begeben, um ihr sein Mißgeschick zu erzählen und vielleicht von ihr Trost zu erhalten.

Bei Tische hatte er Frau von Merret sehr hübsch gefunden, es hatte ihm geschienen, als befände sich seine Frau wieder bei weitem besser. Er bemerkte das allerdings erst sehr spät, wie die Ehemänner überhaupt Alles zu spät bemerken.

Anstatt Rosalie zu rufen, welche sich in diesem Augenblick in der Küche befand, und der Köchin und dem Kutscher bei einem sehr anziehenden Kartenspiele zusah, begab sich Herr von Merret bei dem Scheine seiner Blendlaterne, die er auf die erste Stufe der Treppe gestellt hatte, unmittelbar in das Zimmer seiner Frau. Sein Gang war sehr leicht zu erkennen und erscholl unter dem Gewölbe des Corridors.

Als der Edelmann die Kammerthür seiner Frau öffnete, glaubte er die Thür des kleinen Kabinets verschließen zu hören, und sah beim Eintreten Frau von Merret vor dem Kantine stehen. Anfangs dachte er, daß Rosalie in dem Kabinet sei, plötzlich aber kam ihm ein Verdacht in den Sinn und er betrachtete

mißtrauisch seine Frau. Er glaubte in den Augen derselben eine gewisse Verwirrung und Verlegenheit zu erblicken.

»Sie kommen sehr spät nach Hause!« sagte sie, Ihre Stimme verrieth ein leichtes Beben. Dennoch war der Klang derselben so rein und anmuthig.

Herr von Merret antwortete nichts, denn in diesem Augenblicke trat Rosalie ein. Es war das ein Donnerschlag für ihn. Ohne ein Wort zu sagen, ging er in dem Zimmer auf und ab, und trat mit verschränkten Armen von einem Fenster an das andere.

»Haben Sie irgend etwas Trauriges vernommen? . . . Befinden Sie sich nicht wohl?« fragte schüchtern seine Gattin, während sie sich von Rosalie auskleiden ließ.«

Er schwieg.

»Entferne Dich!« sagte Frau von Merret zu ihrer Kammerjungfer, »ich werde meine Haare selbst aufwickeln.«

Ohne Zweifel ahnte sie irgend ein Unglück und wollte daher allein mit ihrem Manne sein.

Als Rosalie sich entfernt hatte, oder man wenigstens glaubte, daß sie sich Entfernt habe, denn sie blieb noch einige Augenblicke auf dem Corridor, da trat Herr Merret vor seine Frau und sagte mit

mühsam erzwungener Ruhe, obgleich seine Lippen zitterten und sein Antlitz bleich war:

»Madame, es ist Jemand in Ihrem Kabinet!«

Sie blickte ihren Mann mit einer außerordentlichen Ruhe an, worauf sie ihm mit einfachen Worten entgegnete:

»Nein, mein Herr!«

Dieses *Nein* verletzte sein Herz, denn er glaubte es nicht, obschon ihm seine Frau nie aufrichtiger und edler erschienen war, als in diesem Augenblicke.

Er ging auf das Kabinet zu, um es zu öffnen; allein Frau von Merret nahm ihn bei der Hand, hielt ihn zurück, blickte ihn auf rührende und schwermüthige Weise an und sagte darauf mit gerührter Stimme:

»Bedenken Sie, daß Alles zwischen uns beendet ist, wenn Sie Niemand finden . . . «

Die unglaubliche Würde, welches in der Haltung der Gräfin lag, erfüllten ihren Mann mit einer tiefen Achtung gegen sie und gab ihm einen jener Entschlüsse ein, für die es nur einer größern Schaubühne bedarf, um erhaben zu erscheinen.

»Ja«, sagte er; »Josephine, ich werde nicht in das Kabinet treten . . . In beiden Fällen würden wir auf immer getrennt sein . . . Höre, ich kenne die ganze Reinheit Deines Herzens und weiß, daß Du ein

heiliges Leben führst. Du würdest in Deinen reifen Jahren keine Todsünde zu begehen im Stande sein.«

Bei diesen Worten blickte sie ihn mit unstillen Augen an.

»Siehe, da ist Dein Kruzifix . . . schwöre mir vor Gott zu, daß Niemand drinnen ist . . . Ich werde Dir glauben und nie jene Thür öffnen . . . «

Frau von Merret ergriff das Kruzifix und sagte: »Ich schwöre.«

»Lauter«, sagte der Graf, »und wiederhole: Ich schwört vor Gott, daß Niemand in dem Kabinet ist!«

Sie wiederholte die Worte mit fester Stimme.

»So ist es gut!« sagte Herr von Merret mit Ruhe; nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, fuhr er dann fort: »Sie haben da ein sehr schönes Kruzifix, welches ich noch nie bei Ihnen gesehen habe.« Zugleich betrachteten das Kruzifix, welches sehr kunstreich von Ebenholz geschnitzt und mit Silber ausgelegt war.

»Ich habe es von Duvivier, welcher es voriges Jahr von einem frommen Spanier gekauft hat, als die Gefangenen durch Vendôme kamen.«

»Ei!« sagte Herr von Merret.

Er stellte das Kruzifix wieder auf den Kamin; als er es an den goldenen Nagel hängte, durch welchen seine

Frau dasselbe zu befestigen pflegte, klingelte er. Rosalie ließ nicht auf sich warten. Herr von Merret ging ihr rasch entgegen und führte sie in die Brüstung eines Fensters, welches nach dem Garten führte, worauf er mit leiser Stimme zu ihr sagte:

»Ich weiß, das Gorenflot Dich heirathen will und daß Du nur darum in keine Heirath mit ihm einwilligen willst, weil Ihr Beide zu arm wäret; Du hast ihm gesagt, daß Du nur dann seine Frau werden wolltest, wenn er es möglich machte, Maurermeister zu werden . . . Gut! Rufe ihn; sag' ihm, daß er mit seiner Kelle und seinem Handwerksgeräth komme. Sorge aber dafür, daß nur er in seinem Hause erwache. Er soll reicher werden, Ihr es Euch je gewünscht habt; vor allen Dingen halte reinen Mund oder . . . «

Er zog seine Brauen finster zusammen. Rosalie ging; er rief sie nochmals zurück.

»Hier, nimm meinen Hauptschlüssel . . . «

»Jean!« rief Herr von Merret mit donnernder Stimme durch den Corridor.

Jean, der zu gleicher Zeit sein Kutscher und sein Vertrauter war, legte die Karten hinweg und erschien.

»Legt Euch Alle zu Bett . . . « sagte sein Herr zu ihm. Dann gab ihm Herr von Merret noch ein Zeichen, worauf sich Jean näherte und der Graf mit leiser

Stimme zu ihm sagte:

»Wenn Alle eingeschlafen sind . . . *ingeschlafen*, verstehst Du wohl? . . . — so wirst Du kommen, um mich zu benachrichtigen.«

Herr von Merret hatte seine Frau nicht aus den Augen verloren, als er seine Befehle gab, und kehrte nun vollkommen ruhig zu ihr an den Kamin zurück. Er erzählte ihr jetzt sein Unglück beim Billard und die politischen Ereignisse, von denen man jetzt überall in Frankreich sprach. Als Rosalie zurückkehrte, fand sie Herrn und Frau von Merret einander gegenüber sitzen und freundschaftlich zusammen plaudern.

Der Graf hatte erst neuerlich alle Zimmer des Erdgeschosses mit neuen Decken versehen lassen; da nun aber der Gips in Vendôme sehr selten ist und das Fuhrlohn den Preis desselben noch bedeutend erhöht, so hatte er gleich eine ziemliche Menge kommen lassen, weil er wußte, das er für den übrigbleibenden stets Käufer finden werde. Er hatte jetzt noch eine ziemliche Menge desselben liegen, und dieser Umstand gab ihm den Plan ein, welchen er in Ausführung setzte.

»Mein Herr, Gorenflot ist da!« sagte Rosalie.

»Er mag eintreten!«

Frau von Merret erbleichte etwas, als sie den

Maurer sah.

»Gorenflot«, sagte der Graf, »Hole Backsteine aus dem Schuppen und trage eine hinreichende Menge derselben herbei, um die Thür dieses Kabinets zu vermauern. Den Gips, welcher noch vorhanden ist, kannst Du zur Überkleidung der Mauer brauchen.«

Dann zog er Rosalie und den Handwerker auf die Seite.

»Höre, Gorenflot . . . « sagte er mit leiser Stimme, »Du wirst heute Nacht hier schlafen. Morgen aber bekommst Du einen Paß, um Dich in eine Stadt des Auslands zu begeben, welche ich Dir nennen werde. Sechstausend Franken werde ich Dir als Reisekosten geben. In jener Stadt wirst Du zehn Jahre lang bleiben; gefällt es Dir dort nicht, so kannst Du auch in eine andere Stadt ziehen, nur mußt Du in demselben Lande bleiben. Du wirst über Paris reisen und mich dort erwarten; ich werde Dir dort durch einen Contract noch sechstausend Franken zusichern, welche Du aber erst nach Deiner Rückkehr erhältst und wenn Du Alle Bedingungen unseres Vertrages erfüllt hast. Auch mußt Du das größte Schweigen über das beobachten, was Du heute Nacht hier vollbringen wirst. Was Dich betrifft, Rosalie, so werde ich Dir zehntausend Franken geben, die Du aber erst am Tage Deiner

Hochzeit und unter der Bedingung bekommst, daß Du Gorenflot heirathest; aber auch Du mußt über Alles ein unverbrüchliches Schweigen beobachten Wenn nicht, so erhältst Du keine Aussteuer . . .

»Rosalie," sagte Frau von Merret, »komm und wickle mir die Haare auf . . . «

Der Graf ging ruhig auf und ab, beobachtete den Maurer und seine Frau, aber ohne ein beleidigendes bist Mißtrauen erblicken zu lassen.

Gorenflot machte bei seiner Arbeit einen ziemlichen Lärm. Frau von Merret benutzte einen Augenblick, während dessen der Handwerker einen Arm voll Backsteine ablegte und der Graf sich am andern Ende des Zimmers befand, um zu Rosalie zu sagen:

»Hundert Thaler Rente, mein liebes Kind, wenn Du ihm sagen kannst, daß er eine Spalte unten in der Mauer lasse!«

Dann sagte sie mit einer schrecklichen Kaltblütigkeit und mit lauter Stimme:

»Geh doch und hilf ihm!

Herr und Frau von Merret sprachen kein Wort, während Gorenflot die Thür vermauerte. Dieses Schweigen war von Seiten des Grafen ein berechnetes, da er seiner Frau keine Gelegenheit geben wollte,

doppelsinnige Worte auszusprechen; von Seiten der Frau von Merret beruhte es vielleicht auf Klugheit oder Stolz.

Als die Mauer zur Hälfte beendet war, benutzte der schlaue Maurer einen Augenblick, während dessen der Graf den Rücken wandte, und zerschlug mit seinem Hammer eins der beiden Fenster der Thür. Diese Handlung gab der Frau von Merret zu verstehen, daß Rosalie mit Gorenflot gesprochen habe; gleich darauf erblickten sie und der Maurer, nicht ohne einen grausigen Schrecken das finstere und braune Antlitz eines Mannes mit schwarzen Haaren, dessen feurige Blicke aus der Dunkelheit des Kabinetts hervorstrahlten.

Bevor sich der Graf wieder umgewandt hatte, vermochte die arme Frau dem Fremden ein Zeichen mit dem Kopfe zu geben und dieses Zeichen hieß soviel wie: »Hoffen Sie!«

Als um vier Uhr der Tag zu dämmern begann, denn es geschah das im Monat September, war die Mauer vollendet. — Der Maurer wurde unter Jean's Obhut gestellt und Herr von Merret schlief in dem Zimmer seiner Gattin.

Am folgenden Morgen sagte er gleichgültig, nachdem er aufgestanden war:

Teufel! ich muß ja auf die Mairie geben, wegen des Passes . . . «

Dann setzte er seinen Hut aufs that drei Schritte gegen die Thür, kehrte aber plötzlich wieder zurück und nahm das Kruzifix.

Als seine Gattin das sah, zitterte sie vor Freude.

»Er wird zu Duvivier gehen!« dachte sie.

Sobald der Graf gegangen war, klingelte Frau von Merret. Rosalie erschien.

»Die Kelle her! . . . die Kelle her! . . . « rief die Gräfin ihrer Kammerjungfer mit angstvoller Stimme zu, »und an das Werk! . . . Ich habe gesehen wie sich Gorenflot dabei benommen hat; wir werden Zeit haben, ein Loch zu machen und es wieder zu verschließen.«

In einem Augenblick brachte Rosalie ihrer Herrin eine Art von Schlegel, worauf die Gräfin mit einem Eifer von welchem man sich keinen Begriff machen kann, die Mauer zerstörte. Schon hatte sie einige Backsteine abgeworfen und holte mit der Hand ans, um einen noch kräftigeren Hieb zu vollführen, als die früheren gewesen waren, da sah sie Herrn von Merret bleich und drohend hinter sich stehen.

Sie wurde ohnmächtig.

»Bring die Gräfin auf ihr Bett!« sagte der

verschlagene Edelmann mit kalter Ruhe.

Er hatte es vorausgesehen, was während seiner Abwesenheit vorgehen werde und daher seiner Frau eine Falle gestellt. An den Maire hatte er nur geschrieben und zu Duvivier hatte er seinen Kutscher geschickt.

Der Juwelier erschien in dem Augenblicke, als die Unordnung in dem Zimmer wieder ausgeglichen war.

»Duvivier«, redete ihn der Graf an, »haben Sie von den Spaniern welche hier durchgekommen sind, Kruzifixe gekauft?«

»Nein, mein Herr! . . . «

»Es ist gut . . . ich danke Ihnen.«

»Jean,« fuhr er dann fort und wandte sich an seinen vertrauten Diener, »laß mir mein Essen in das Zimmer der-Frau von Merret bringen; sie ist krank und ich werde sie nicht eher wieder verlassen, bis sie vollkommen hergestellt ist.«

Der grausame Graf blieb fünfzehn Tage lang bei seiner Frau; während der ersten sechs Tage ließ sich bisweilen ein Geräusch in dem vermauerten Kabinett hören, wollte aber die Gräfin dann sein Mitleid für den sterbenden Unbekannten anflehen, so fiel er ihr sogleich in Rede:

»Sie haben auf das Kreuz geschworen, daß

Niemand in dem Kabinet ist!«

»Nun, meine Damen« sagte Herr von Villaines nach, einem kurzen Schweigen, während welchem seine Zuhörer sich theils von ihrem Grausen zu erholen suchten, theils auf Bemerkungen sannen, welche sie machen wollten; »ist das eine Lehre? . . . Liegt nicht in diesem Abenteuer ein Beweis der furchtbaren Qual, in welcher fortwährend die erhalten werden müssen, welche durch eine ungesetzliche Leidenschaft zu fortwährenden Lügen verdammt werden? Wahrlich! Dieses schreckliche Trauerspiel ist weniger grausig für mich, als der Anblick eines jungen und hübschen Weibes, das noch rein ist, aber in der Gefahr schwebt, die Beute eines Mannes ohne Grundsätze zu werden.«

»Ist diese Geschichte wahr?« fragte die Hausfrau.

»Ja«, Antwortete er; »allein was kümmert uns das?«

Herr von Villaines setzte sich wieder neben Madame d'Esther. Die Unterhaltung nahm eine andere Windung aber wenige Augenblicke später erhoben sich neue Streitigkeiten in Bezug auf die beiden Erzählungen.

Die junge Gräfin benutzte einen Augenblick, in welchen Niemand auf sie achtete, um sich in ein

anstoßendes Boudoir zu begeben, in welches ihr der Neffe des ehemaligen Pairs von Frankreich folgte.

Dort setzten sich Beide auf einen Divan, während sie Beide verlegen waren und nicht mit einander zu sprechen wagten; da aber zwischen einem jungen Manne und einer hübschen jungen Frau das Schweigen zu vielsagend ist, so fand die Gräfin bald wieder Worte.

»Mein Herr«, sagte sie in einem, rührenden Tone, »sind Sie nicht seit langer Zeit mit Herrn de la Plaine bekannt?«

»Ja, meine Dame.«

»Und Sie kennen ihn vollkommen?«

»Ja . . . «

»Dann danke ich Ihnen, mein Herr, wegen des mittelbaren Rathes, welchen Sie mir gegeben haben. Sie sind mein wahrer Freund: es giebt kein Glück, welches groß genug wäre, daß wir um dessen willen den geheimen Martern trotzen sollten, mit denen uns die Leidenschaften überhäufeten.«

Herr von Villaines hatte noch einen Schatten von Scham in seinem Herzen und errötete daher über die Rolle welche er gespielt hatte; von diesem Augenblick an wurde er leidenschaftlich in Madame d'Ester verliebt.

– E n d e –